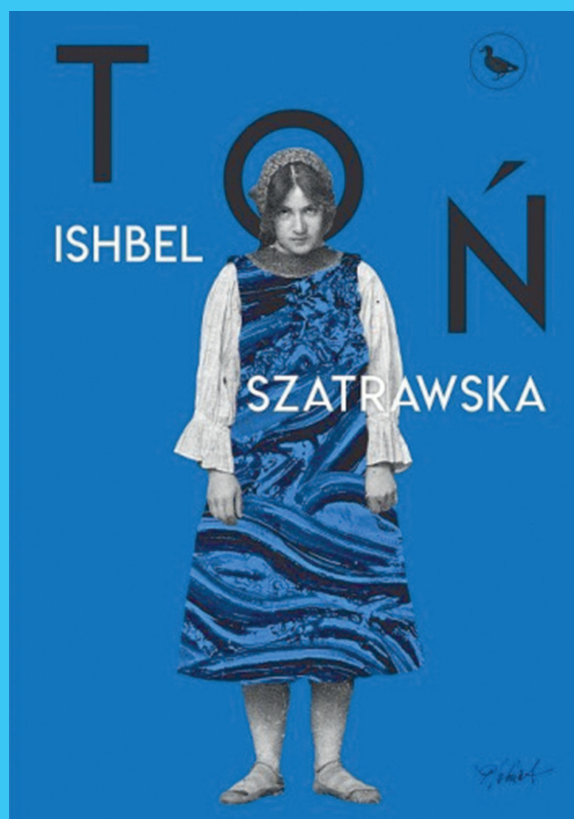


36. Jhg. AUGUST 2026 Nr. 8 (453)

MASURISCHE STORCHENPOST

Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft /
Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego



Seite:16, 35, 48

Foto: Wydawnictwo Cyranka



Am 18. August war Miguel Berger, der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Polen/Ambasador Republiki Federalnej Niemiec z wizytą w Olsztynie.

S 2, 30.

Foto: <https://polen.diplo.de/pl-de>

Inhalt/w tym numerze

- 2 Meinungs Austausch mit dem Botschafter
Uwe Hahnkamp
- 5 Eine kurzfristige Visite – Stephan Mayer in Olsztyn
Uwe Hahnkamp
- 8 Flucht der Kaufmannsfamilie Krawolitzki im Winter 1945
von Rastenburg in Ostpreußen nach Schleswig-Holstein
Biografische Niederschrift, Teil 3
Von Ulrich Nagel 29.03.2026
- 16 Ishbel Szatrawska „Toń“
Grzegorz Supady
- 20 Als man Kautschuk in Ostpreußen, Masuren anbaute!
Dieter Siebald
- 25 – 29 Reinhard Donder : Anita Smith. Ludwig von Baczeko,
Wolfgang Kucklick
- 30 18 sierpnia gościł w Olsztynie Miguel Berger
Ambasador Republiki Federalnej Niemiec
- 33 Olsztyn. Wizyta Stephana Mayera, prezesa BdV
- 35 Ishbel Szatrawska „Toń”
Grzegorz Supady
- 39 Posttransformacyjne wędrówki po Polonia minor.
Marek Szymaniak, Zapaść. Reportaże z mniejszych miast.
Grzegorz Supady
- 48 Ishbel Szatrawwska : „Toń” (fragment)
- 60 IMPRESSUM/Stopka redakcyjna
- Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/**
- Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.**

Allenstein. Überraschender Kurzbesuch

Meinungsaustausch mit dem Botschafter

Uwe Hahnkamp

Am 18. August war Miguel Berger, der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Polen, auf einem kurzfristig angekündigten ersten Besuch in der Woiwodschaft Ermland-Masuren. Im Mendelsohnhaus in Allenstein traf er sich auch mit Vertretern der deutschen Minderheit und der Kulturgemeinschaft „Borussia“.

Am Freitag, dem 14. August, kam überraschend die Anfrage, ob einige Repräsentanten der deutschen Minderheit am darauf folgenden Dienstag Zeit zu einem informativen Gespräch mit dem deutschen Botschafter in Warschau Miguel Berger finden würden.

Trotz seines engen Zeitplans mit Besuchen bei der Ermländisch-Masurischen Universität in Allenstein, dem Marschall- und dem Woiwodschaftsamt nahm er sich Zeit für ein Treffen und nutzte gleichzeitig die Gelegenheit, das Erstlingswerk des in Allenstein geborenen, weltweit bekannten Architekten Erich Mendelsohn zu besichtigen.

Kornelia Kurowska von der Kulturgemeinschaft „Borussia“, die im Mendelsohnhaus ihren Sitz hat, übernahm die Erklärungen zur Geschichte und der Gestaltung des Gebäudes.

Mendelsohn, Schwierigkeiten und Aussichten

Es folgte ein reger, offener Austausch mit Piotr Dukat von der Alensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit, Henryk Hoch als Vertreter des Verbands der deutschen Gesellschaften in Ermland und Masuren sowie Kornelia Kurowska und Ewa Romanowska von der Kulturgemeinschaft „Borussia“.

Themen waren unter anderem die Kultur- und Jugendarbeit, die Aussichten und die Schwierigkeiten dabei.

Positiv schlägt gerade im Zusammenhang mit dem vor 35 Jahren geschlossenen Nachbarschaftsvertrag zwischen Polen und Deutschland die Brückenfunktion der Minderheit zu Buche.

Der Einsatz für die deutsch-polnischen Beziehungen war, so Botschafter Berger, bei den Begegnungen mit den Gebietsverwaltungen lobend zur Sprache gekommen.

Weniger die Aktivitäten als abnehmende Mitgliederzahlen und organisatorische Fragen machen der deutschen Minderheit in Ermland und Masuren aktuell Sorgen, wie Henryk Hoch und Piotr Dukat übereinstimmend berichteten.

Dass mit der Gesellschaft der deutschen Minderheit in Elbing in diesem Jahr ein weiterer Verein seine Aktivität einstellte, macht die Stimmung nicht rosiger.

Insofern war die Zusicherung, dass trotz der Verlagerung der fi-

nanziellen und administrativen Unterstützung der deutschen Minderheit aus der Bundesrepublik Deutschland vom Außen- auf das Innenministerium die Botschaft für die Probleme der Minderheit und deren möglicher Lösung offen bleibt, Balsam auf die Wunden.

Zwar fallen Organisationen in der Woiwodschaft Ermland-Masuren in die Zuständigkeit des Generalkonsulats in Danzig, dennoch ist der Botschafter der ranghöchste Ansprechpartner. Nach den umfangreichen und detaillierten Schilderungen von Seiten der Gesprächspartner ist die Kooperation in Zukunft mit Sicherheit noch fundierter als bisher.

Text: Uwe Hahnkamp

Allenstein. Überraschender Besuch

Eine kurzfristige Visite

Stephan Mayer ist seit Oktober letzten Jahres Nachfolger von Bernd Fabritius als Präsident des Bundes der Vertriebenen in Deutschland BdV.

Anfang Juni war er beim Jahrestreffen der Ostpreußen in Wolfsburg zu Gast.

Am 4. August kam er im Rahmen einer kurzen Reise nach Ostpreußen nach Allenstein, um sich dort und in der Region ein Bild von der Lage der deutschen Minderheit zu machen.

Zwar hatte sich beim Jahrestreffen in Wolfsburg angedeutet, dass Stephan Mayer ins frühere Ostpreußen fahren wollte, letzten Endes wurde es dennoch eine eher spontan organisierte Fahrt mit Unterstützung des Generalkonsulats der Bundesrepublik Deutschland in Danzig. In Anbetracht der kurzen Dauer der Vorbereitung gelang es, ein umfangreiches und intensives Programm auf die Beine zu stellen.

Mendelsohn, Marschall, Minderheit

Der Weg der kleinen Delegation um Stephan Mayer führte zuerst zum Erstlingswerk des weltbekannten Architekten Erich Mendelsohn aus Allenstein. Die frühere Beth Tahara, also Haus der Begräbnisvorbereitung, auf dem jüdischen Friedhof in Allenstein, beherbergt heute als Mendelsohn-Haus die Kulturgemeinschaft Borussia mit ihren Projekten.

Anschließend warteten am Haus Kopernikus, dem Sitz der Allen-

steiner Gesellschaft Deutscher Minderheit, die Vertreter der deutschen Minderheit in Allenstein und der Woiwodschaft, um mit dem Gast aus Deutschland einen vereinbarten Termin beim Marschallamt der Woiwodschaft Ermland-Masuren wahrzunehmen.

Im Marschallamt empfangen sie Aneta Brzyska, die Beauftragte des Marschalls für Fragen der nationalen und ethnischen Minderheiten, und Robert Turlej vom Vorstand des Sejmiks.

Es war der erste Besuch von Stephan Mayer in der Woiwodschaft Ermland-Masuren, also standen weniger konkrete Fragen auf der Tagesordnung als das Knüpfen von ersten positiven Kontakten.

Von Seiten der Vertreter des Marschallamtes gab es in diesen „zunehmend extremistischen Zeiten“ ein klares Bekenntnis zu den Minderheiten der Woiwodschaft. Sie seien eine Bereicherung und aufkommende nationalistische Stimmen würde man verurteilen.

Bereicherung und Nationalismus

Lob und großen Dank für ihre Haltung spendete ihnen Stephan Mayer. „Demokratie und Rechtsstaat zeigen sich in der Behandlung von, im Umgang mit Minderheiten“, erklärte der Präsident des BdV. Abschließend besichtigte er den Sitzungssaal des Sejmiks der Woiwodschaft mit den Wappen der Landkreise des südlichen Teils Ostpreußen, und auf dem Weg zum Haus Kopernikus die Herz-Jesu-Kirche, in der jeden zweiten Sonntag im Monat ein deutschsprachiger Gottesdienst stattfindet.

Sowohl die positive Haltung der Regionalregierung als auch nationalistische Ereignisse waren danach Thema beim informellen Kaffeetrinken im Blauen Saal im Haus Kopernikus.

Sowohl Piotr Dukat als Vorsitzender der Allensteiner Gesellschaft

Deutscher Minderheit als auch Henryk Hoch als Vorsitzender des Verbands der deutschen Gesellschaften in Ermland und Masuren bekräftigten, dass die deutsche Minderheit sich in Ermland und Masuren wohl fühlt.

„Wir sind hier zu Hause, aber dank der offiziellen Akzeptanz fühlen wir uns auch zu Hause“, formulierte es Andre Schmeier, der Seelsorger der deutschen Minderheit. Er übernahm anschließend noch die Aufgabe, die Delegation aus Deutschland durch die Wallfahrtskirche Heiligelinde und durch die Stadt Allenstein zu führen.

Besorgnis wecken bei den Repräsentanten der deutschen Minderheit hingegen Ereignisse wie die Demonstration extremistischer polnischer Gruppierungen beim Sommerfest im „Deutschen Haus“ in Goldap, wenn auch gleichzeitig die Reaktion der ortsansässigen Bevölkerung auf diese Provokation Mut machte. In der Kürze der Zeit konnten sie Stephan Mayer ein umfassendes Bild ihrer Situation machen, das ihm in seiner weiteren Tätigkeit für Vertriebene und Verbliebene sicher zugute kommen wird.

Text: Uwe Hahnkamp

**Flucht der Kaufmannsfamilie Krawolitzki im Winter 1945
von Rastenburg in Ostpreußen nach Schleswig-Holstein
Biografische Niederschrift
Von Ulrich Nagel 29.03.2026**

Teil 3

In Gudendorf bekamen Krawolitzkis dann eine eigene kleine, waldnahe Jägerhütte zugewiesen. Alles spielte sich in einem einzigen Raum ab, oder vor der Hütte. Hermann und Sohn Frank bauten hinter der Hütte den notwendigen „Donnerbalken«.

Gudendorf, Meldorf und der damalige gesamte Landkreis Süderdithmarschen war noch bis Kriegsende eine „grüne Insel“ ohne jegliche Kriegswirren, alles hatte fast noch seinen normalen Ablauf. Die Region war aus diesem Grund auch Sammelplatz für viele deutsche Soldaten.

Deshalb gab es auch einigermaßen ausreichend Verpflegung sowie Unterhaltungs- bzw. Tanzabende und sogar ein provisorisches Kino für Filmvorführungen.

Auf der Gemarkung Gudendorf befanden sich Ende April immer noch ein funktionierendes deutsches Wehrrertüchtigungslager und ein Gefangenenlager für russische Verwundete.

Mai 1945 bis Oktober 1947

Bei Kriegsende (Deutsche Kapitulation: 8. Mai 1945) sah man in Gudendorf noch keine englischen Soldaten.

Schleswig-Holstein wurde erst Ende Mai Teil der Britischen Besatzungszone. Aber das Wehrrertüchtigungslager wurde sofort aufgelöst.

In diesem Zusammenhang „organisierten“ Ruth und Frank einen ganzen Sack Mehl, der in der Nähe der Jägerhütte unter einem Baum versteckt wurde, es war ja eigentlich Diebstahl.

Außerdem konnten in diesem Lager Möbel ergattert werden: zwei graue Militär-Spinde, zwei Militärbetten mit Matratzen, zwei stabile Hocker, ein Tisch mit zwei eingebauten Waschschüsseln und auch ein winziger Küchenofen für Holzbefuerung.

Das half beim wohnlichen Neustart außerordentlich. In diesen Tagen war man mit allem zufrieden.

Karl Storms, der Verlobte von Ruth, fand im Mai 1945 die Adresse der Krawolitzkis heraus und holte Ruth mit einer verbrieften Zugangsgenehmigung zu sich nach Erkelenz ins Rheinland.

Der Rheinländer Karl Storms war 1943 als sehr guter Handballer nach Rassenburg weggeleitet worden, wo sich einige namhafte Spieler und ein erfolgreicher Trainer aufhielten. Karl war dann im Führerhauptquartier Wolfsschanze als Funker stationiert.

Er lernte Ruth in der Drogerie der Krawolitzkis kennen. Die Verlobung erfolgte Anfang 1944. Im November 1945 heirateten Ruth und Karl in Erkelenz.

Eva begann am 1. Oktober 1945 eine Ausbildung als Hauswirtschaftslehrling auf einem Bauernhof in Wolkenwehe bei Bad Oldesloe (Schleswig-Holstein), zusammen mit ihrer Rastenburg-Freundin Roti Neufeld (Diese siedelte später nach Kanada aus)

Im Herbst 1946 wurde die Bäuerin, Frau Linau, von einem betrunkenen Engländer auf der Straße überfahren und starb. Das zwei-

te Lehrjahr bis Herbst 1947 setzte Eva deshalb in Gerresheim bei Düsseldorf auf dem Lehrbetrieb Gut Papendelle fort, bei Landwirt Schmitz. Sie verlängerte noch bis Mitte Januar 1948.

Frau Schmitz sorgte auch dafür, dass Eva im Frühjahr 1948 an der Landfrauenschule in Selikum bei Neuss aufgenommen wurde.

Frank und seine Eltern zogen Ende Mai nach Nindorf um, einem kleinen Dorf bei Meldorf. Frank sollte in Meldorf auf das Gymnasium kommen, das klappte aber nicht. Waren es die Fluchterlebnisse, Hänseleien als Flüchtlingskind oder das fehlende Schulgeld? So ging er in Nindorf auf die Volksschule und machte dort Ende Oktober 1947 mit vierzehneinhalb Jahren seinen Schulabschluss.

Hermann erhielt in der Speditionsfirma eines Bekannten aus seiner Marienwerder Zeit eine erste „Not“-Anstellung als Beifahrer (Hermann war von 1922-1928 Teilhaber der Lebensmittelfirma Schiffner&Tolksdorf in Marienwerder).

Mit einem anderen Flüchtling, der Pferde hatte, wurden Torfgestochen und Feldfrüchte (Kartoffeln, Buchweizen, Getreide usw.) gesammelt. Gegenseitige Hilfe unter Flüchtlingen war normal.

Von einem ehemaligen Rastenburger namens Henkel, der jetzt in Brunsbüttelkoog in einer Zuckerfabrik arbeitete, bekamen Krawolitzkis sogar Zucker unter der Hand.

Für die Arbeit bei den Bauern erhielt man Naturalien wie z.B. Zuckerrüben, Kartoffeln und Kohl. Daraus wurde sehr aufwändig mit minimalen Hilfsmittel u.a. Rübenkraut und Kartoffelmehl hergestellt.

Die meisten Flüchtlinge bekamen auch etwas Ackerland zum Anbau von Gemüse und Obst.

Schleswig-Holstein war mit Flüchtlingen überfüllt. Insofern war es nicht von Nachteil, wenn diese in anderen deutschen Ländern aufgenommen werden konnten bzw. versuchten in anderen Regionen Fuß zu fassen, um die Lage hier für jeden erträglicher bzw. angenehmer zu gestalten.

Neustart als Kaufmannsfamilie im Rheinland

November 1947 bis Ende 1950

Krawolitzkis bekamen Anfang November 1947 eine Genehmigung für den geplanten Umzug nach Erkelenz (Rheinland).

Dort wohnte zwischenzeitlich Tochter Ruth mit Ehemann Karl Storms sowie dessen Eltern.

In einen dafür bereitgestellten Güterwagen wurden Ende November der gelagerte Torf (Brennstoff) sowie die vorhandenen „neuen“ Möbel verladen. Frank und sein Vater Hermann fuhren im Güterzug mit. Hedwig konnte die Strecke in einem bequemerem Personenzug zurücklegen.

In Erkelenz angekommen, stand der Landrat zum Empfang am Bahnhof. Vielleicht weil Karl Storms Vater, Jakob Storms, als Kunstschlossermeister eine bekannte Persönlichkeit in Erkelenz war. Das neue Zuhause von Frank und seinen Eltern war eine Einzimmerwohnung in Kaulhausen, einem kleinen Dorf in der Nähe von Erkelenz.

Hermann bekam durch Vermittlung von Jakob Storms eine Stelle als Kraftfahrer des Kreisarztes Dr. Kahrman, die er von Dezember 1947 bis Mitte Juni 1948 ausübte.

Im Anschluss war Hermann bis Ende Mai 1949 - wieder branchenfremd - Büroleiter der Kölner Schmuck-Großhandelsfirma „Bijouterie Ferdinand Wieler“.

Frank begann am 21. Januar 1948 in Erkelenz mit knapp 15 Jahren eine dreijährige Ausbildung als Schriftsetzerlehrling, inklusive Besuch der dort ansässigen Berufsschule.

Von Kaulhausen lief er die vier Kilometer lange Strecke nach Erkelenz täglich zu Fuß - hin und zurück. Eine Buslinie bzw. Zugverkehr gab es nicht.

Eva begann im April 1948 eine Fachausbildung an der damals renommierten Landfrauenschule Selikum bei Neuss. Die ersehnte Staatsprüfung im „landwirtschaftlichen Hauswerk“ bestand sie am 23. März 1950. Ihr geplantes Berufsziel war Lehrerin der ländlichen Haushaltungskunde.

Die erste Aufnahmeprüfung in Wilhelmshafen ging daneben, der zweite Anlauf war für den Herbst geplant.

Da kam dann aber Anfang Mai 1950 die notwendige Mithilfe und Anstellung im Lebensmittelgeschäft der Eltern dazwischen. Der eigentliche Berufswunsch ging somit nicht in Erfüllung.

In Erkelenz wurde 1949 in der Mühlenstraße Nr. 27 ein Lebensmittel- und Feinkostgeschäft verpachtet. Mit der Fürsprache von Jakob Storms bekam Hermann Mitte 1949 den Mietvertrag vom

Vorbesitzer, sowie einen Startkredit über 5.000 DM.

Der sogenannte „katholische Klüngel“ funktionierte demnach dort ganz gut. Der Neustart als selbständiger Kaufmann mit einem eigenen Geschäft war somit endlich auf den Weg gebracht.

1951 bis 1956

Franks Lehrzeit als Schriftsetzer endete erfolgreich Ende Januar 1951. Ab sofort konnte er als Schriftsetzer-Geselle sein erstes Gehalt beziehen.

Aber er sollte eigentlich in die „Kaufmanns-Fußstapfen“ seines Vaters Hermann treten und wurde deshalb am 1. März 1951 bei der EDEKA Großhandlung in Erkelenz als Lehrling aufgenommen.

Der Achtzehnjährige sollte ja mit der zweijährigen Ausbildung „für das Leben“ und die Betriebsnachfolge vorbereitet werden. Frank musste an dieser Stelle noch (noch!) klein begeben.

Eva arbeitete bis Mitte 1956 als angestellte Verkäuferin im elterlichen Lebensmittel-und Feinkostgeschäft.

Der Neustart im „zweiten Leben“ der Krawolitzkis verlief nach dem Verlust von Heimat und Besitz in Ostpreußen etwas unorthodox, aber immer zielorientiert und motiviert.

Die Ausbildungen und Beschäftigungen der drei Kinder waren eine gute Basis für die späteren Lebenswege.

Auch das Feinkosthaus in Erkelenz florierte. Zudem wurde Hermann in den Vorstand der neugegründeten EDEKA-Großhandlung

in Erkelenz gewählt, weil seine Erfahrung zählte.

Schlusswort

„Es ging dann auch weiter ...“

Am 1. Juli 1957 konnte Hermann Krawolitzki, gemeinsam mit seinem Schwiegersohn Bernhard Nagel (Sohn des Rastenburger Feinkost-Kollegen Bruno Nagel) und dessen Ehefrau Eva, in Geislingen an der Steige zwei Lebensmittel- und Feinkostgeschäfte der Stuttgarter Firma Golze als selbstständige Kaufleute übernehmen.

Am 1. Juli 1997, nach genau 40 Jahren Dienst am Kunden, endete diese Kaufmannsära „Feinkost Nagel“. Große, preisgünstige Discountketten hatten auch in Geislingen das Erbe der vielen kleinen familienbetriebenen Einzelhandelsgeschäfte angetreten, wo Kunden beim Einkauf noch mit Vor- oder Nachnamen begrüßt und verabschiedet wurden.

Karl und Ruth Storms blieben dem Rheinland und Erkelenz treu.

Frank Lothar Krawolitzki machte sich als Weltenbummler „auf und davon“, war u.a. von 1957 bis 1961 beim Coordinating Committee for International Voluntary Workcamps der UNESCO in verschiedenen Ländern Afrikas tätig, u.a. Sudan, Kenia und Südafrika.

Für sechs Monate arbeitete er 1958/1959 bei Albert Schweitzer im Urwald-Spital bei Lambarene (Gabun).

Ab 1966 ging es wieder für ein gutes Vierteljahrhundert im Auftrag in mehrere afrikanische Länder.

Im Jahr 2022 wurde Frank in Polen für sein völkerverbindendes Engagement als „Brückenbauer“ zum Ehrenbürger seiner jetzt polnischen Heimatstadt Kętrzyn (Rastenburg) ernannt.

***Ein Extra-Dankeschön an Frank für seine große Mithilfe.
Ohne seine Unterstützung wäre diese Niederschrift doch lückenhaft geblieben.***

***Verfasser: Ulrich Nagel (Neu-Ulm) —
Februar/März 2026 (Version 29.03.2026)***

Quellen:

- *Erzählungen und handschriftliche Notizen von Eva Nagel*
- *Erzählungen, Niederschriften und Unterlagen von Frank Lothar Krawolitzki*
- *Buch,, Wolfsschonze ”, Hrsg. U. Neumärker, R. Conrad, C. Woywodt von 2013*
- *Internet-Recherchen sowie eigene Dokumente und Fotos zur Familie Krawolitzki*

Ishbel Szatrawska „Toń“

Von Grzegorz Supady

2023 veröffentlichte der Verlag „Cyranka“ Ishbel Szatrawskas Roman unter dem etwas geheimnisvollen Titel „Toń“ (Schlund, Abgrund, gefährliche Tiefe). Das Buch wurde sowohl von Literaturkritikern als auch von der Lesewelt gut aufgenommen. Und wie Szatrawskas früheres Werk, das Drama „Żywot i śmierć pana Hersha Libkina z Sacramento w stanie Kalifornia“ (Leben und Tod von Herrn Hersh Libkin aus Sacramento, Kalifornien), erhielt er mehrere Auszeichnungen.

In der Region Ermland und Masuren wurde „Toń“ sogar ein Bestseller, was wahrscheinlich auf mindestens zwei Prämissen zurückzuführen ist: Erstens – die Autorin (geboren 1981) ist durch ihren Geburtsort und familiäre Beziehungen zur Region verbunden, zweitens – der Inhalt ihres Buches betrifft die komplizierte Geschichte des ehemaligen Ostpreußens.

Zufällig war ich im Jahr der Veröffentlichung des Buches an einer interessanten kulturellen Veranstaltung beteiligt, nämlich dem „Literacki Sopot“.

Während eines der Autorentreffen, geleitet von Wojciech Szot, präsentierte Szatrawska einen Auszug aus ihrem damals neuesten Buch. Sie tat dies mit schauspielerischem Talent, was bei einer so großen Theaterliebhaberin nicht überraschend sein sollte. Daher sollte es nicht überraschen, dass das Allensteiner Theater, das seit

mehreren Jahren erfolgreich von Paweł Dobrowolski geleitet wird, bald Interesse an diesem Roman zeigte.

Es lohnt sich nun, eine kurze Zusammenfassung der darin enthaltenen Geschichte auf dem Cover des Romans „Toń“ anzuführen: „Toń“ erzählt die Geschichte mehrerer Generationen einer Familie, die mit dem ehemaligen Ostpreußen verbunden ist, in der polnische, masurische, deutsche und litauische Identitäten seit Jahrhunderten vermischt sind: die Geschichte von Jankas Großmutter, der Aristokratin Gudrun und ihrem geliebten Max – einem deutschen Chirurgen, Tante Gertraud, Jankas Sohn Wolf und schließlich Alicja – der Jüngsten der Familie, einer Anthropologin, die sich der Notwendigkeit stellen muss, ihr Familienhaus am Fluss Guber zu verkaufen – ein Haus voller Erinnerungen und von Geheimnissen geprägt.

Man verfolgt das Schicksal der Helden und Heldinnen, beginnend mit dem Krieg, der Katastrophe von Königsberg und Rastenburg, dem sowjetischen Sturm, über das kommunistische Polen – bereits verändert, wo die Vergangenheit überhaupt nicht erwähnt oder geflüstert wird – bis hin zur modernen Zeit, in der ein neues Flüchtlingsdrama stattfindet.

Diese notwendigerweise gekürzte Zusammenfassung erlaubt jedoch, sich das Panorama der Geschichte gut vorzustellen, das all diese Besonderheit der Region widerspiegelt, die übrigens im Laufe der Jahre immer wieder die Gedanken der Menschen im heutigen Gebiet namens Ermland und Masuren entflammt.

Fast vier Jahrzehnte nach dem Krieg geboren, scheint Szatrawska einer Maxime zu folgen, die angeblich aus Schweden stammt, nämlich: „**Grabe an deiner eigenen Haustür!**“

Natürlich macht ein solches Graben nur Sinn bei Menschen, die nach ihren Wurzeln suchen und sich ständig Fragen zum Sinn der Existenz stellen – Fragen, die zum Beispiel aus dem Titel von Paul Gauguins Gemälde bekannt sind: „Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?“

Es kommt nicht oft vor, dass ein literarisches Werk für die Bühne adaptiert wird oder zur Grundlage für das Drehbuch eines Films wird. Im Fall von Szatrawska war es anders, was unabhängig von verschiedenen subjektiven Einschätzungen – die Exzellenz ihres Buches beweist.

Auf der offiziellen Website des Allensteiner Theaters ist folgende Ankündigung (<https://teatr.olsztyn.pl/spektakle/ton/>, abgerufen: 26.09.2026) zur Bühnenpremiere der Bühnenadaption von „Toń“ zu lesen, die am 25. September 2026 stattfand:

Wann wurde aus Eichmedien Nakomiady? Wann wurde Groß Stür-lack zu Sterławki? Rastenburg zu Kętrzyn? Im ehemaligen Ost-preußen wurde Geschichte nicht nur in Lehrbüchern, sondern auch in Ortsnamen, Familiengeschichten und menschlichem Gedächtnis geschrieben. Jede Namensänderung bedeutete einen Weltwechsel.

Damian Josef Nećs Theaterstück, basierend auf dem Bestsellerroman „Toń“ von Ishbel Szatrawska, erzählt die Geschichte der Bewohner eines Landes, in dem sich seit Jahrhunderten verschiedene Kulturen, Sprachen und Schicksale miteinander verflochten haben.

Es ist eine Geschichte, die aus der Perspektive von Menschen gesehen wird, deren Erfahrungen oft im Schatten großer nationaler Narrative verloren gehen.

Wie bewahrt man seine eigene Identität, wenn sich Grenzen, Sprache und Ortsnamen ändern? Was bleibt von einer Welt übrig, die nicht mehr existiert? „Toń“ ist eine bewegende Performance über Erinnerung, Verlust und die Suche nach Zugehörigkeit. Über Orte, die Spuren vieler Kulturen tragen, und über Menschen, die versuchen, ihre eigene Geschichte vor dem Vergessen zu bewahren.

Eine Neuheit in dieser Aufführung sind die von Andreas Volk übersetzten deutschen Untertitel. Die Schöpfer trafen die richtige Annahme, dass auch die Nachkommen der ehemaligen Bewohner dieses Gebiets die Aufführung sehen wollen.

Sie haben auch das Recht, eine Stellung zur von Szatrawska vorgeschlagenen Vision der Geschichte der Region einzunehmen. Auf derselben Homepage wird auf zahlreiche Warnungen aufmerksam gemacht, die einerseits eine Art *signum temporis* darstellen, andererseits einen ersten Eindruck von den unkonventionellen künstlerischen Mitteln geben, mit denen die Aufführung realisiert wurde. Dies sind folgende Elemente: Nacktheit, Gewalt, Rauch, Zigarettenrauch, intensive visuelle Bilder, laute Musik, Flüche. Menschen, die häufig zeitgenössische Stücke besuchen, werden aber bestimmt nicht überrascht sein.

Schließlich ist es schwierig, eine turbulente Geschichte nur mit schönfrisierten Aussagen und zuckerhaltigen Bildern zu erzählen.

Es lohnt, in diesen „Abgrund“ einzutauchen!

Dieter Siebald und seine Serie „Aus alter Zeit“

Als man Kautschuk in Ostpreußen, Masuren anbaute!

Wenn man das liest, wird sich so mancher fragen, seit wann haben wir Kautschukbäume in Ostpreußen, Masuren angepflanzt?

So unrecht hat er nicht, aber wider aller Meinungen, auch wenn Masuren unter polnischer Verwaltung steht, wurden diese Bäume gepflanzt, sie stehen in botanischen Gärten, zum angucken, nicht zum anzapfen, zwecks Kautschukgewinnung!

Hier geht es nicht um Bäume, sondern um eine Pflanze.

Im allgemein Wortgebrauch in Masuren, der „Löwentant oder die „Hatte“, genannt. Ostpreußen, eine Region, die durch ihre Landwirtschaft geprägt war, großflächig und geeignet für verschiedene Arten von Feldfrüchten! Für die einen die Kornkammer des deutschen Reiches!

Aber die Geschichte zeigt uns auch noch andere Verwendungsmöglichkeiten!

Anbau der Kartoffel, der „Kartoffelbefehl“, durch Friedrich den Großen. Nach dem Einfuhrverbot von echten Bohnenkaffee, ebenfalls durch Friedrich dem Großen, Anbau der Zichorie, eine Alternative als Kaffeeersatz, auch bekannt als „Muckefuck!“

Dann die Brennessel, im Nationalsozialismus, sie war kriegswichtig, es fehlte die Baumwolle! Aus ihr wurden Stoffen und Farben hergestellt!

Und jetzt der Löwenzahn als Kautschukbaumersatz, es herrschte echter Gummimangel! Die Reifen für die Militärfahrzeuge und Flugzeuge ließen sich nicht vollständig aus synthetischem Gummi,

„Buna“, herstellen. Man benötigte echten elastischen Kautschuk! Dadurch, dass durch die alliierte Seeblockade die Transportwege aus Südostasien abgeschnitten waren, griff das Regime auf ein biologisches Forschungsprojekt zurück.

Hierbei handelt es sich um den Löwenzahn, aber nicht den gewöhnlichen, wie er bei uns im Garten als Unkraut vorkommt, sondern um den „Russischen Löwenzahn!“

Die Pflanzenwurzel des russischen Löwenzahns führt im Gegensatz zu unserem heimischen Löwenzahn, einen Milchsafte von 6 bis 10, sogar bis 36 Prozent in der Trockenmasse, aus aushochwertigem Naturkautschuk.

1938 gründete das Kaiser - Wilhelm - Institut für Züchtungsfor-schung, eine Abteilung für „Spezialkulturen“ mit einer Zweigstelle in Ostpreußen. Der Löwenzahn galt als anspruchslos! Er wuchs gut auf kargen, sandigen oder leichten Böden. Dies war der Fall in Ostpreußen und in der masurischen Landschaft!

Somit wurden Agrarflächen in Ostpreußen und Masuren mit in das Forschungsprojekt einbezogen, um Löwenzahn anzubauen.

Aber nicht nur im Deutschen Reich wurde geforscht! Auch die Sowjetunion suchte nach Gummialternativen. 1931 entdeckten sowjetische Forscher im Tian - Shan Gebirge, Kasachstan, den Russischen Löwenzahn. Dessen Wurzel ein viel höheren Milchsafteanteil produzierte wie die Wurzel des heimischen Löwenzahnes. Darauf hin wurden in der UDSSR schon vor dem Krieg riesige Monokulturen angebaut.

Dann kam der Raub, nicht der Sabinerinnen, nein, der Forschungsunterlagen, 1941. Durch den Überberfall, der Wehrmacht, auf die Sowjetunion, im Sommer 1941, wurden in den besetzten Gebie-

ten große Mengen Saatgut und wissenschaftliche Unterlagen, der Kautschuk - Forschung erbeutet.

Im deutschen Reich wurde diese Beute als kriegswichtiges Geheimprojekt, unter dem Codename: „Aktion Kok - Saghyz“, vorangetrieben. Bekannt auch unter der Bezeichnung Institut für Pflanzenforschung Auschwitz. Das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft suchte gezielt nach Regionen mit vielen zusammenhängenden Agrarflächen und sandigen Böden.

In Masuren wurde es fündig, gerade die südlichen und östlichen Kreise wie Ortelsburg oder Johannisburg, waren mit seinen sandigen Böden geeignet.

Auf Großgütern, „Masurische Anbauschlacht“, ein Programm zur Erfolgssteigerung, wurden Testfelder angelegt.

Der gewonnene Kautschuk überzeugte zwar, aber das Vorhaben scheiterte bis Ende 1944 an den praktischen Hürden.

Arbeitskräfte wurden knapp! Um das auszugleichen, wurden zum Teil, die Produktionen in Konzentrationslager (z.B. Auschwitz) verlegt, Forschungseinrichtungen errichtet und hunderte von Gefangenen, Biologen und Agrarwissenschaftlern, mussten unter menschenunwürdigen Bedingungen den Löwenzahn pflegen und ernten! Trotzdem gingen die Verbrechen an Menschen weiter!

Es gab keine Erntemaschinen, die die tief sitzenden Wurzeln unbeschadet aus der Erde holen konnten. Der logistische Aufwand, tonnenweise Erdreste und Wurzeln zu den Fabriken zu transportieren war nicht mehr möglich.

Am Ende kamen nur wenige Kilogramm Kautschuk, ausgewaschen, als Produkt heraus. Die Infrastruktur war zusammengebrochen. Ende 1944, Anfang 1945 wurde Ostpreußen von der Roten Armee erobert. Alle Testfelder und lokalen Forschungsunterlagen,

durch das neue Regime vernichtet.

Auch wenn die Testfelder verschwunden sind, kein Kautschuk mehr wächst, gibt es die „Hatte“ immer noch!

Ihre Magie hat sie nicht verloren, heute ist sie keine kriegswichtige Pflanze mehr, sonder ein Segen für die Menschheit!

„Ärgerlich, schon wieder Löwenzahn im Vorgarten, der schöne Zierrasen, extra englisch, ist dahin!

Das was wir als Unkraut bezeichnen, ist für andere Lebewesen, wie die Bienen, eine wichtige „Weide“, die zur Entwicklung der Bienenvölker im Frühjahr dient.

Es ist eine ausdauernde, krautartige Pflanze, Wuchshöhe von 10 Zentimeter bis 30 Zentimetern, sie enthält in allen Teilen einen weißen Milchsaft. Die Wurzellänge des Löwenzahn beträgt 1 selten 2 Meter in der Erde und ist dunkelbraun bis schwarz.

Die Herkunft des Löwenzahn ist ursprünglich aus dem westlichen Asien und Europa, durch menschliches Zutun ist er weit auf der nördlichen Erdkugel verbreitet.

Die gelben Blüten eignen sich zur Herstellung eines Honig artigen Sirups oder Gelees als Brotaufstrich.

Die jungen Blätter, die leicht bitter schmecken, können als Salat verwendet werden. Mit einer Speck - Rahm Soße gilt Löwenzahn als Delikatesse! In der Nachkriegszeit wurde aus der getrockneten Wurzel ein Ersatzkaffee hergestellt, bekannt als Zichorienwurzelersatz. Ebenso als Tierfutter findet der Löwenzahn noch heute Verwendung.

In der Medizin sind die Bitterstoffe des Löwenzahn ein wichtiger Wirkstoff, sie regen allgemein die Verdauungsdrüsen an und sind harntreibende. Weitere Anwendung findet die Droge bei Appetit-

mangel, Völlegefühl und Blähungen, Störung im Bereich des Gallenflusses und bei Steinbildung.

Die Volksheilkunde nutzt die Droge als leichtes Abführmittel, bei Diabetes, rheumatischen Erkrankungen und Ekzemen.

Frische junge Blätter werden zu Frühjahrskuren als Salat und Presssaft verarbeitet, die im Herbst geernteten Wurzeln dienen heute wieder als Kaffee - Ersatz.

Im Zweiten Weltkrieg wurde in Russland und im Deutschen Reich, Löwenzahn als Kautschuk Ersatz verwendet. Aufbauend auf die damaligen Forschungsergebnisse, wird Löwenzahn seit einigen Jahren als potenzieller Rohstoff für Kautschuk betrachtet und in Europa und Nordamerika erforscht. Speziell der russische Löwenzahn! Ziel ist es, verwertbaren Löwenzahn Kautschuk Ersatz als Alternative zum gebräuchlichen Naturkautschuk aus dem Milchsaft des Kautschuk Baumes zu gewinnen.

Auch wenn wir uns über die Hatte in unserem Garten ärgern, sollten wir nicht vergessen, wie wertvoll dieses, für uns nutzlose Unkraut ist! Irgendwann kaufen wir Autoreifen, die aus Löwenzahn Kautschuk hergestellt werden! Not machte erfinderisch, was einst aus Mangel an Rohstoffen entwickelt wurde, findet heute wieder Verwendung, das sinnlose Unkraut, der Löwenzahn ohne die Umwelt zu zerstören!“



Reinhard Donder: Meine Lycker Serien

setze ich mit einem ganz besonderen Merkmal in Ostpreussen und Masuren fort,

nämlich:

Migration Wechsel des Wohnsitzes nach außerhalb des Heimatlandes

Emigration Auswanderung

Immigration Ankommen in Zielland

Das Königreich Preussen war stets ein Einwanderungsland, erst im 20. Jahrhundert, nach Beendigung der Weltkriege änderte sich die Lage. Viele Masuren wanderten aus(emigrierten), besonders nach Amerika, hier in die USA(Vereinigten Staaten).

So auch meine heutige Bezugsperson ,

Anita Smith. Ihr Name ist der neuen Heimat angepasst, aber ihr Herz hängt immer noch an der Heimat Ihrer Altvordernen, Borken Kr. Lyck Masuren

Anitas Familie stammt aus Borken Kreis Lyck, und hießen Nikulski und Skiedziel, alteingesessene Familien in Borken

In den USA angekommen schloss sich Anita S. einer Quilt Gruppe an.

Diese Gruppe startete ein grosses Projekt für eine nationale Ausstellung anlässlich des 250.Geburstages Amerikas.

Dieser Quilt wird auf Ausstellungen durch viele Staaten der USA gezeigt und viele Menschen können es sehen.

Quilt: Masse 2,50 mal 2,50m ist eine Patchworkdecke, eine doppeldeckige Wanddekoration

Eingearbeitet sind die Wappen, Merkmale der einzelnen Staaten der USA.

Anita wohnt im äußersten Westen der USA im Staat Washington am Puget Sound, an der Pazifikküste, ihre Arbeit und Ihre Verbundenheit zeigt diese Handarbeit und zeigt auch Ihre Liebe zu dieser.

alten masurischen Handarbeitskunst.

Anliegend ein Foto dieser wunderschönen Arbeit.



Eine weitere Persönlichkeit in meiner Serie

über geborenen Lycker,
jetzt

Ludwig von Baczko

geboren am 8. Juni 1756 in Lyck als Ludwig Franz Adolf Josef von Baczko, Vater Adolf von B. preussischer Rittmeister der Husaren, Ehefrau Sophie Charlotte Dullo.

Ludwig heiratete am 14.5.1792 in Königsberg Magdalena Johanna von Montowt, das Paar hatte drei Söhne und vier Töchter. Er studierte Rechtswissenschaft an der –Albertus Universität in Königsberg und schloss das Studium 1777 ab, war anfangs auch Student bei Kant.

Er war ein deutscher Schriftsteller in der Geistesgeschichte zwischen - Aufklärung und Romantik.

Er gehörte zu der Gruppe der Geisteswissenschaftler um Emmanuel Kant in Königsberg, hier von zeugt seine umfangreiche Korrespondenz, Diskussionsrunden/-reihen, Ergänzungen und Arbeiten mit Kant, auch im Kanter'schen Buchladen.

Trotz seiner Erblindung und körperlichen Gebrechen wurde er Professor an der Universität in Königsberg, er publizierte unzählige Schriftstücke, so die sechsbändige Geschichte Preußens.

Seine rege Anteilnahme und Publikationen über die Zeitgeschichte Ende des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts spiegelt das Lebensbild des Preussischen Königreiches um Königsberg wieder. Kant, Hamann und andere Wohlgemeinende hatte ihn zu einer Augenoperation ermuntert und Geld für die Operation beigegeben, er

kehrte nach dem Martyrium und Unzweckmäßigkeit zurück, die Behandlung jagte ihm nur Schauder ein.

Ein Lycker gehörte zu den Mit-Gelehrten um den grossen Philosophen Kant.

Er starb am 27. März 1823 in Königsberg

Eine weitere Persönlichkeit in meiner Serie

über geborenen Lycker,
jetzt

Wolfgang Kucklick

Geboren am 11.4.1934 in Königsberg/Preussen, Vater Willi Zollbeamter, der kurz nach seiner Geburt in den Kreis Lyck versetzt wurde; dort in Borschimmen/KreisLyck wuchs er als älteste Kind mit seinen 3 Brüdern auf.

Nachdem Krieg und bis zu seinem Tod 2023 wohnhaft in der Freien und Hansestadt Hamburg.

Wie sein Vater zog es ihn auch in die Beamtenlaufbahn, er wurde Dienststellenleiter der Kripo in St.Pauli/Hamburg und veröffent-

lichte unzählige Bücher und Dissertation.

Seine grosse Begeisterung/Leidenschaft war jedoch der Sport, besonders die Leichtathletik.

1958 Hamburger Meister im Weitsprung, daneben jahrzehntelang Tätigkeit als Trainer.

Er war der Macher und Gründer des Hamburger Marathons



Fotos s. wikipedia

Am 25.5.1986 wurde der erste Marathon in Hamburg gestartet, über 8000 Läufer aus 40 Nationen am Start, der 1. Bürgermeister gab den Startschuß, 500.000 Zuschauer säumten die Strecke. Seitdem findet dieser 42,2 km lange Lauf jährlich im Mai quer durch Hamburg statt und hat fünfstellige Teilnehmerzahlen.

**Bis heute ist dies größte sportliche Veranstaltung in Hamburg
Dies haben wir dem Lycker Wolfgang Kucklick zu verdanken.**

Selbst habe ich an unzähligen Läufen erfolgreich teilgenommen,

18 sierpnia gościł w Olsztynie Miguel Berger Ambasador Republiki Federalnej Niemiec

Pierwsze spotkanie z wicewojewodą warmińsko-mazurskim, Mateuszem Szauerem. Wśród tematów rozmowy znalazły się m.in. gospodarka regionu i współpraca polsko-niemiecka. Poruszano także kwestie dodatkowego wsparcia UE dla regionów przygranicznych, współpracy kulturalnej, partnerstwa w samorządach oraz sytuacji mniejszości niemieckiej na Warmii i Mazurach. Ważnym tematem była również konieczność poszukiwania na poziomie Unii Europejskiej konkretnych rozwiązań, które pomogą chronić konkurencyjność europejskich przedsiębiorstw.

Następne spotkanie odbyło się na Uniwersytecie Warmińsko-Mazurskim. **Podczas spotkania dyskutowano o tym, jak zachęcać młodych ludzi do nauki niemieckiego, który dziś ustępuje przede wszystkim językowi angielskiemu, ale wciąż może stanowić duży atut, chociażby w karierze zawodowej.**

Według niemieckiego MSZ w Polsce niemieckiego uczy się około 2 mln osób i co ciekawe, Polska jest krajem z największą liczbą osób uczących się tego języka na świecie. Najnowsze dane pokazują jednak, że liczba uczących się niemieckiego w polskich szkołach stopniowo spada. Instytut Goethego zwraca uwagę, że jest to związane m.in. ze zmianami w polskim systemie edukacji i silną dominacją języka angielskiego.

Uniwersytet Warmińsko-Mazurski kształci na kierunku filologia germańska, a języka niemieckiego studenci uczą się także na lingwistyce w biznesie. Warto podkreślić, że kortowska uczelnia od

dekad pozostaje w świetnych stosunkach z Niemcami, głównie za sprawą współpracy z Hochschule Offenburg, z którą dziś współtworzy sojusz europejskich uniwersytetów [ChallengeEU](#). Fundamentem tych relacji była przyjaźń UWM z Marią i Georgiem Dietrichami, niemieckimi filantropami, którzy przyczynili się do rozwoju olsztyńskiej germanistyki i uczelni.

– Bardzo się cieszę, że mogę dzisiaj gościć na Uniwersytecie Warmińsko-Mazurskim, który jest jednym z niewielu uniwersytetów pielęgnujących tak zażyłe relacje z Niemcami – mówił w rozmowie z „Wiadomościami Uniwersyteckimi” **Miguel Berger**, ambasador Niemiec w Polsce. *– Bardzo się cieszę, że państwa Uniwersytet kształci na kierunku filologia germańska, co stanowi znakomity pretekst do rozwijania współpracy polsko-niemieckiej.*

Miguel Berger przyznał, że ambasada dostrzega dominację języka angielskiego, ale zauważył, że do nauki języka niemieckiego Polaków powinny motywować dobre i wielowymiarowe relacje z Republiką Federalną Niemiec.

– Polska i Niemcy pozostają w ścisłych relacjach, jesteśmy sąsiadami, współpracujemy silnie chociażby w kwestiach gospodarczych, dlatego uważamy, że należy dłożyć wszelkich starań do promowania języka niemieckiego i wspierać naukę tego języka. Trzeba rozpocząć dyskusję, co my, jako rząd federalny i ambasada, możemy w tej sprawie zrobić – mówił Miguel Berger.

W spotkaniu wzięły udział **dr hab. Aneta Jachimowicz, prof. UWM**, prodziekan Wydziału Humanistycznego ds. kształcenia i kierowniczka Katedry Literatury i Kultury Krajów Niemieckojęzycznych, **dr hab. Anna Dargiewicz, prof. UWM**,

kierowniczka Katedry Języka Niemieckiego. **dr hab. Mariola Grzybowska-Brzezińska, prof. UWM**, prorektor ds. polityki kadrowej i finansowej, która przedstawiła gościom najważniejsze informacje o Uniwersytecie Warmińsko-Mazurskim oraz potwierdziła gotowość współpracy uczelni na rzecz promowania nauki języka niemieckiego.

Następnie **Miguel Berger** odwiedził **Dom Mendelsohna** i poznał historię tego niezwykłego miejsca, które uratowała „Borussia”. Ambasador Berger spotkał się z przedstawicielkami „Borussii” **Kornelią Kurowską i Ewą Romanowską**. W spotkaniu uczestniczyli przedstawiciele stowarzyszeń mniejszości niemieckiej w Olsztynie: **Henryk Hoch**, przewodniczący Związku Stowarzyszeń Niemieckich Warmii i Mazur, **Piotr Dukat**, przewodniczący Olsztyńskiego Stowarzyszenia Mniejszości Niemieckiej oraz **Uwe Hahnkamp** z redakcji „Allensteiner Welle”.

Rozmawiano o wspólnej historii, o blaskach i cieniach działalności stowarzyszeń mniejszości niemieckiej na Warmii i Mazurach. Ambasador powiedział, że pomimo przeniesienia wsparcia finansowego i administracyjnego dla mniejszości niemieckiej z Ministerstwa Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec do Ministerstwa Spraw Wewnętrznych, ambasada pozostanie otwarta, aby zająć się problemami mniejszości i poszukiwać potencjalnych rozwiązań. Chociaż organizacje w województwie warmińsko-mazurskim podlegają jurysdykcji Konsulatu Generalnego w Gdańsku, ambasador pozostaje najważniejszą osobą kontaktową. W oparciu o obszerne i szczegółowe relacje osób zaangażowanych w rozmowy, współpraca w przyszłości będzie niewątpliwie jeszcze silniejsza niż dotychczas.

Olsztyn. Wizyta Stephana Mayera

Stephan Mayer jest od października ubiegłego roku następcą Bernda Fabritiusa na stanowisku prezesa Związku Wypędzonych w Niemczech (BdV). 4 sierpnia przyjechał w ramach krótkiej podróży po dawnych Prusach Wschodnich do Olsztyna, aby zapoznać się z sytuacją mniejszości niemieckiej w mieście i regionie.

Podróż odbyła się przy wsparciu Konsulatu Generalnego Republiki Federalnej Niemiec w Gdańsku. Mimo bardzo krótkiego czasu na przygotowania udało się stworzyć rozbudowany i intensywny program.

W Urzędzie Marszałkowskim delegację przyjęli **Aneta Brzyska**, pełnomocniczka marszałka ds. mniejszości narodowych i etnicznych, oraz **Robert Turlej** z zarządu sejmiku. Była to pierwsza wizyta Stephana Mayera w województwie warmińsko-mazurskim, dlatego na porządku dziennym znalazło się mniej kwestii szczegółowych, a bardziej nawiązywanie pierwszych pozytywnych kontaktów. Ze strony przedstawicieli Urzędu Marszałkowskiego padła w tych „coraz bardziej ekstremistycznych czasach” jednoznaczna deklaracja wsparcia dla mniejszości zamieszkujących województwo. Podkreślono, że są one wzbogaceniem regionu, a pojawiające się nacjonalistyczne głosy należy stanowczo potępiać. Stephan Mayer wyraził uznanie i podziękowanie za takie stanowisko. „Demokracja i państwo prawa ujawniają się w traktowaniu i w podejściu do mniejszości” – podkreślił prezes BdV.

Na zakończenie zwiedził salę obrad sejmiku województwa z her-

bami powiatów południowej części dawnych Prus Wschodnich, a w drodze do Domu Kopernika – kościół Najświętszego Serca Pana Jezusa, w którym w każdą drugą niedzielę miesiąca odprawiana jest msza w języku niemieckim.

Stephan Mayer zwiedził także dzieło światowej sławy architekta Ericha Mendelsohna - dawną Beth Taharę, czyli dom przedpogrzebowy. Dziś mieści się tu Centrum Dialogu Międzykulturowego, prowadzone przez Wspólnotę Kulturową Borussia.

Zarówno pozytywne nastawienie władz regionalnych, jak i wydarzenia o charakterze nacjonalistycznym były później tematem nieformalnej rozmowy przy kawie w Błękitnej Sali Domu Kopernika. Zarówno **Piotr Dukat**, przewodniczący Olsztyńskiego Stowarzyszenia Mniejszości Niemieckiej, jak i **Henryk Hoch**, przewodniczący Związku Stowarzyszeń Niemieckich na Warmii i Mazurach, podkreślili, że mniejszość niemiecka czuje się w regionie dobrze.

„Jesteśmy tutaj w domu, ale dzięki oficjalnej akceptacji czujemy się w domu również emocjonalnie” – ujął to Andre Schmeier, duszpasterz mniejszości niemieckiej.

Niepokój wśród przedstawicieli mniejszości budzą natomiast wydarzenia takie jak demonstracja ekstremistycznych polskich ugrupowań podczas letniego festynu w „Domu Niemieckim” w Gołdapi, choć jednocześnie reakcja miejscowej ludności na tę prowokację napawała otuchą. Mimo krótkiego czasu udało się przedstawić Stephanowi Mayerowi szeroki obraz swojej sytuacji, który z pewnością będzie dla niego cenną pomocą w dalszej pracy.

Ishbel Szatrawska „Toń”

Grzegorz Supady

W roku 2023 wydawnictwo „Cyranka” opublikowało powieść Ishbel Szatrawskiej pod nieco zagadkowym tytułem „Toń”.

Książka spotkała się z życzliwym przyjęciem zarówno krytyki literackiej jak i świata czytelniczego. I, podobnie jak wcześniejszy dramat Szatrawskiej – „Żywot i śmierć pana Hersha Libkina z Sacramento w stanie Kalifornia”, otrzymała kilka nagród.

W regionie Warmii i Mazur „Toń” stała się nawet bestsellerem, co prawdopodobnie wynika z dwóch przynajmniej przesłanek: po pierwsze – autorka (rocznik 1981) związana jest miejscem urodzenia oraz koneksjami rodzinnymi z regionem, po drugie – treścią jej książki stała się skomplikowana historia dawnych Prus (Wschodnich).

Tak się złożyło, że w roku wydania książki byłem uczestnikiem ciekawego wydarzenia kulturalnego, jakim jest „Literacki Sopot”. Podczas jednego ze spotkań autorskich, prowadzonego przez Wojciecha Szota, Szatrawska przedstawiła fragment swej najnowszej wtedy książki. Zrobiła to z dużym talentem aktorskim, co nie powinno poniekąd dziwić w przypadku tak wielkiej miłośniczki teatru. Dlatego nie powinno też zaskakiwać i to, że już niebawem powieścią tą zainteresował się olsztyński teatr, któremu od kilku lat z powodzeniem dyrekturuje Paweł Dobrowolski.

Warto teraz przytoczyć zamieszczone na okładce powieści „Toń” krótki zarys zawartej w niej story.

„Toń” opowiada losy kilku pokoleń rodziny związanej z dawnymi Prusami Wschodnimi, gdzie od wieków mieszały się tożsamość polska, mazurska, niemiecka i litewska: historię babki Janki, arystokratki Gudrun i jej ukochanego Maxa – niemieckiego chirurga, ciotki Gertraud, syna Janki – Wolfa, i wreszcie Alicji – najmłodszej z rodziny, antropolożki, która musi zmierzyć się z koniecznością sprzedaży rodzinnej siedziby nad Gubrem – domu pełnego wspomnień i naznaczonego tajemnicą. Śledzimy losy bohaterów i bohaterek, poczynawszy od czasów wojny, katastrofy Königsbergu i Rastenburga, sowieckiej nawałnicy, przez komunistyczną Polskę – już odmienioną, gdzie o przeszłości nie mówi się wcale lub mówi się szeptem – aż do czasów współczesnych, w których rozgrywa się nowy uchodźczy dramat.

To z konieczności jakże skondensowane streszczenie pozwala jednak całkiem dobrze wyobrazić sobie panoramę dziejów odzwierciedlających całą tę skomplikowaną specyfikę regionu, która zresztą w miarę upływu lat nieustannie rozpala umysły ludzi zamieszkujących tereny nazywane obecnie Warmią i Mazurami.

Urodzona niemal cztery dziesięciolecia po wojnie Szatrawska zdaje się hołdować maksymie wywodzącej się podobno ze Szwecji, a która brzmi: „Kopcie pod własnym progiem!” Oczywiście kopanie takie ma sens tylko w przypadku ludzi poszukujących swoich korzeni, zadających sobie nieustannie pytania o sens egzystencji,

pytania znane choćby z tytułu obrazu Paula Gauguina: „Skąd przychodzimy? Kim jesteśmy? Dokąd zmierzamy?”

Nie aż tak często zdarza się, że jakieś dzieło literackie zostaje zaadaptowane na deski sceniczne lub zostaje uznane za podstawę scenariusza jakiegoś filmu. Inaczej stało się w przypadku Szatrawskiej, co, niezależnie od różnych subiektywnych ocen, dowodzi wybitności jej książki.

Na oficjalnej stronie teatru można przeczytać następująca zapowiedź (<https://teatr.olsztyn.pl/spektakle/ton/26.092026>) premiera sceniczna adaptacji „Toni”, która będzie miała miejsce 25 września 2026 roku): Kiedy Eichmedien stały się Nakomiadami? Groß Stür-lackSterławkami? Rastenburg Kętrzyнем? Na ziemiach dawnych Prus Wschodnich historia zapisywała się nie tylko w podręcznikach, ale także w nazwach miejscowości, rodzinnych opowieściach i ludzkiej pamięci. Każda zmiana nazwy oznaczała zmianę świata. Spektakl Damiana Josefa Necia, oparty na bestsellerowej powieści „Toń” Ishbel Szatrawskiej, jest opowieścią o mieszkańcach krainy, w której przez wieki przenikały się różne kultury, języki i losy. To historia widziana z perspektywy ludzi, których doświadczenia często giną w cieniu wielkich narodowych narracji.

Jak zachować własną tożsamość, gdy zmieniają się granice, język i nazwy miejsc? Co pozostaje po świetle, który przestał istnieć?

„Toń” to poruszający spektakl o pamięci, utracie i poszukiwaniu przynależności. O miejscach noszących ślady wielu kultur i o ludziach próbujących ocalić własną historię przed zapomnieniem.

Novum w tym spektaklu stanowią napisy w języku niemieckim w przekładzie Andreasa Volka. Twórcy wyszli bowiem ze słusznego założenia, że przedstawienie to będą chcieli obejrzeć również potomkowie i potomkinie dawnych mieszkańców tych ziem. Oni również mają prawo do zajęcia stanowiska dotyczącego wizji dziejów regionu zaproponowanej przez Szatrąwską.

Na tej samej Homepage uwagę zwracają liczne ostrzeżenia, które z jednej strony stanowią swoiste *signum temporis*, z drugiej dają jakieś wstępne wyobrażenie o niekonwencjonalnych środkach artystycznych zastosowanych do zrealizowania spektaklu. A są to następujące elementy: nagość, przemoc, dym, dym papierosowy, intensywne obrazy wizualne, głośna muzyka, wulgaryzmy. Widzów bywających często na współczesnych przedstawieniach wszystkie te przestrogi nie będą z pewnością zaskakiwać. W końcu trudno opowiedzieć burzliwe dzieje używając do tego celu jedynie ufryzowanych wypowiedzi i ucukrowanych obrazów. Warto zanurzyć się w tę „Toń”!

Posttransformacyjne wędrówki po Polonia minor.

Marek Szymaniak, Zapaść. Reportaże z mniejszych miast, Czarne, Wołowiec 2021

Grzegorz Supady

W jednej z piosenek Agnieszki Osieckiej jest taki wers: „to w Koluszkach, w Mińsku, w Chile / ja cię znajdę, krzyknę: wróć!”, natomiast z filmu „Halo, Szpicbródka” znamy utwór napisany przez Ludwika Starskiego, którego fragment brzmi: „Angaż miałam pod kogutem w Eldorado / i tournée wspaniałe Łowicz- Kutno- Radom”. Intencją autorów było niewątpliwie wskazanie znaczących dysproporcji pomiędzy ośrodkami wielkomiejskimi a miejscowościami znajdującymi się gdzieś w interiorze kraju.

W okresie funkcjonowania różnych konstelacji politycznych, w tym także w dobie nazywanej realnym socjalizmem, usiłowano niwelować różnice w wielu dziedzinach życia, wynikające z takiego, a nie innego miejsca zamieszkania. Wysiłki owe, zmierzające do wyrównywania szans tych wszystkich, którzy skazani byli na urodzenie i wzrastanie „daleko od szosy”, najczęściej okazywały się nieskutecznie. Także reforma administracyjna z roku 1975 miała na celu między innymi zmniejszenie dystansu oddzielającego obywateli od niższych szczebli władzy i przyczynienie się przez to do podniesienia ich satysfakcji życiowej. Albowiem, jak sztychli Starsi Panowie, najbardziej przykrym miejscem pod słońcem miało być to określane jako „ni wyżyna, ni niziina”, czyli takie, skąd można było uciec jedynie do Wołomina.

Rok 1989 stał się cezurą znaczących przemian polityczno-społecznych w Polsce. Dotyczyły one głównie gruntownych przetasowań w dziedzinie ekonomiki. Nieporadności z implementacją nowego systemu, określanego ostrożnie i bezpiecznie jako społeczna gospodarka rynkowa (słowa kapitalizm raczej skrętnie unikano), stały się przy-

czyną frustracji milionów ludzi w całym kraju, przede wszystkim tych zamieszkałych poza większymi ośrodkami miejskimi. Jednym z symboli ilustrujących degrengoladę Polski popegeerowskiej stały się filmy dokumentalne, w pierwszym rzędzie słynna „Arizona” Ewy Borzęckiej, ukazująca świat beznadziei w zapomnianym przez Boga i ludzi wiosce na Pomorzu. W podobny sposób do tej samego okresu nawiązywała komedia „Pieniądze to nie wszystko” Juliusza Machulskiego z roku 2001. Wówczas wydawało się, że przynajmniej z perspektywy Warszawy, obrazy te przedstawiają niełatwe co prawda, ale być może już pokonane problemy związane z transformacją ustroju ekonomicznego kraju. O tym, że taki proces jednak nie do końca dokonał się, można było przekonać się podczas podejmowania próby indywidualnego zweryfikowania nowej rzeczywistości w jakimś mniej dostępnym miejscu – takim, gdzie telefony komórkowe pierwszej generacji traciły swój zasięg.

Oczywiście jednostkom bezpośrednio poszkodowanym przez transformację nie trzeba było niczego podobnego uświadamiać. Jednak marginalizowanie lub wypieranie z powszechnej świadomości trapiących te środowiska problemów było działaniem krótkowzrocznym, gdyż w pewnym momencie wszyscy ci „skrzywdzeni i poniżeni” z małych i średnich miasteczek upomnieli się o swoje, zabiegając w różny sposób o powetowanie sobie wcześniejszych niepowodzeń i upokorzeń. Co ciekawe, grupę zawodową, która nie czuje się chyba obecnie w jakiś szczególny sposób bojkotowana czy niedowartościowana, stanowią rolnicy, zwłaszcza ci z części kraju określanej jako Kongresówka. Tam bowiem stan zakotwiczenia, integracji i identyfikacji ze stronami rodzinnymi oraz tzw. *community* często przekłada się na stosunkowo wysoki stopień samozadowolenia.

Zapewne dlatego środowiska wiejskie nie uwzględnił już **Marek Szymaniak** w swojej książce zatytułowanej *Zapaść. Reportaże z mniejszych miast*.

Ten młody, ale jakże już wytrawny, można wręcz rzec rasowy, reporter, postanowił dotrzeć do tych grup społecznych, gdzie poziom frustracji i niezadowolenia był, i często nadal jest, stosunkowo wysoki. W trakcie swoich reporterskich peregrynacji zawitał do miast zdegrado-

wanych z uwagi na utratę statusu w hierarchii administracyjnej (dawne miasta wojewódzkie, takie jak Chełm) lub poranionych z tytułu upadku jedyne go zakładu produkcyjnego, działającego tam zazwyczaj na zasadzie krowy-żywicielki. Niezwykle gorzkie słowa na temat ich obecnego *status quo* padają w jego książce na samym początku, w tekście dotyczącym trzydziestotysięcznej Bielawy na Dolnym Śląsku, gdzie na przełomie wieków dorżnięto taką krowę – zakład produkujący od wielu dziesięcioleci wysokiej jakości tkaniny. Tak o swoim dawnym miejscu pracy wypowiada się jego była pracownica o imieniu Stefania:

Syn mówił, że u nas fabrykę Dieriga zamknęli, a w Niemczech działa do dziś, bo Niemcy dbają o swoich, a u nas jedyne, co potrafili, to w kilka lat zlikwidować zakład, który istniał ponad dwieście lat. Zamiast troszczyć się o swoje, to dali zarobić Chińczykom. Miał być Zachód, a dostaliśmy chińskie szmaty i bezrobocie. Tak mi powiedział. Nie miał racji? (S. 16)

Warto w tym miejscu dodać, że zakłady włókiennicze w Bielawie (Langenbielau) przeszły nawet do historii literatury, albowiem urodzony na Dolnym Śląsku Gerhart Hauptmann, laureat Nagrody Nobla z 1912 roku, właśnie tam umieścił akcję słynnego dramatu *Tkacze*.

Marek Szymaniak niezwykle sprawnie porusza się po mapie Polski. Raz przenosi się po przekątnej z południa Polski do Hajnówki, aby zaraz potem stamtąd udać się ruchem konika szachowego do Braniewa, a następnie zajrzeć do Jasła i jeszcze wielu innych miejsc. Jego wojaże przypominają nieco wędrowanie po Polsce (połączone zarazem z „*życiopisaniem*”) Edwarda Stachury. Z tym, że autor *Fabula rasa* bardziej nastawiony był na obcowanie z naturą, a swego rodzaju praśność i prostota życia w oddaleniu od miasta imponowała temu wrażliwemu poecie, być może była też jego prawdziwym żywiołem. Stachura z różnych powodów, choćby cenzuralnych, w znacznie mniejszym stopniu mógł pozwolić sobie na krytyczne spojrzenie dotyczące tempa przemian cywilizacyjnych w odwiedzanych przez siebie miejscowościach. Natomiast Szymaniak z niezwykłą pasją i przenikliwością zadaje całkiem poważne, a zarazem często niewygodne pytania o cenę i długofalowe

skutki transformacji. Ponadto zastanawia się nad prognozami dotyczącymi przyszłości, zwłaszcza w kontekście systematycznego wyludniania się niektórych regionów, co w pierwszym rzędzie wynika z migracji zarobkowej.

Wszystko to są w zasadzie kwestie zajmujące od zawsze głównie socjologów, analizujących na przykład preferencje wyborcze i kondycję wewnętrzną mieszkańców różnych miasteczek położonych na rubieżach. Inna sprawa – w pewnym sensie sprawy te niewiele różnią się od tematyki zaprzątającej ponad sto lat temu chociażby Antoniego Czechowa w *Trzech siostrach* czy współcześnie Nikolaja Koladę jako autora sztuki *Merylin Mongoł*. W połowie XX wieku odpowiedzi na podobne pytania próbowali udzielać twórcy brytyjskiej Nowej Fali.

W swojej drugiej książce (pierwszą, wydaną w roku 2018, była publikacja zatytułowana *Urobieni. Reportaże o pracy*) Szymaniak postanowił wydobyć z niebytu tych, którzy zazwyczaj nie dostarczają materiału źródłowego popularnym serwisom społecznościowym, lecz egzystują w „szczelinach istnienia”. Indywidualna postawa i zaangażowanie autora dowodzą tego, że nadal możliwe okazuje się pojawienie kogoś, dla kogo liczy się coś jeszcze poza „skórą, furą i komorą”, że istnieje jeszcze ktoś, komu los drugiego człowieka nie jest obojętny. Być może także w tym przypadku chodzi również o poszukiwanie i odnajdywanie samego siebie, tym bardziej, że autor starał się docierać do przedstawicieli różnych grup wiekowych, w tym także do swoich rówieśników, czyli osób w tzw. wieku „chrystusowym”. Ludzie ci często zmuszeni byli bowiem na przestrzeni ostatnich lat zasilić kręgi deprecjonowane za pomocą trywialno-prześmiewczego terminu „słoi”.

Autor jakże trafnie zdołał na kartach swoich reportaży wychwycić liczne wątpliwości towarzyszące tym młodym osobom, zawieszonym na co dzień w karkołomnym rozkroku pomiędzy swoim miejscem urodzenia a miejscem wykonywania intratnej pracy. Ich dylematy zresztą też nie są nowe i stanowią uniwersalny element na tle wielu innych indywidualnych losów.

Książka *Zapaść* powstała w wyniku żmudnych dociekań autora, który przeprowadził dziesiątki wywiadów z ludźmi o różnym wykształ-

ceniu, płci, proveniencji społecznej i miejscu zamieszkania. Z podziwu godną skrupulatnością dokonał też „badań terenowych”, by w jak największym stopniu uwiarygodnić swoją relację. Dlatego też czytelnicy czują wraz z nim pod stopami chrzęst gruzu i tłuczonego szkła w opustoszałych halach fabrycznych, zdają się wdychać pył unoszący się w miejscach, gdzie kiedyś słychać było furkot wrzecion i tokarek. Do ich uszu wdziera się wycie syren wzywających do pracy i odgłos pochlipywania kobiet, wspominających życie pozostawione za bramami zakładów włókienniczych. Swoje poszukiwania Szymaniak pogłębił lekturą prasy lokalnej i różnych pism ulotnych, w tym nawet tych sięgających czasów strajków roku 1980. Chętnie opierał się też na pracach naukowych napisanych przez profesorskie autorytety.

Niektórzy z cytowanych przez niego badaczy przedstawiają przerażające współczesnych odbiorców dane o całym dramatyzmie przemian gospodarczych lat dziewięćdziesiątych, co może zaskakiwać w konfrontacji z podobnymi problemami, jakie w tym samym okresie zaistniały na obszarze dawnej NRD. A tam odpowiednie instytucje do tego powołane (*Treuhandanstalt*) zlikwidowały większą część istniejącej niegdyś infrastruktury przemysłowej tego państwa, chełpiąc się przy tym, że przeżyć nie zdołała ani jedna marka firmowa z dawnych czasów.

W podobnym duchu wypowiedział się przytaczany przez Szymanika profesor Andrzej Karpiński, jeden z autorów wydanego po raz pierwszy w roku 2013 opracowania *Jak powstawały i jak upadały zakłady przemysłowe w Polsce*. Uczony ten jest zdania, „że w Polsce po transformacji doszło do największego spadku zatrudnienia w przemyśle w skali całej powojennej Europy. Porównywalny regres zaliczyła tylko Wielka Brytania” (S. 52).

Warto w tym miejscu wszakże dodać, że jedna z różnic dotycząca doświadczeń tych dwóch krajów zasadza się na tym, iż w objętej poważnym wstrząsami gospodarczymi Anglii nie dochodziło zazwyczaj do „politycznego trzęsienia ziemi”. Za to pojawiali się wspomniani już powyżej filmowcy, którym w oszczędnych w formie, a mocnych w wyrazie dziełach udało się te procesy utrwalić. Bolesna dolegliwość owych prze-

mian nie przekładała się w każdym razie na dążenie do radykalnych zmian w sferze politycznej.

Natomiast w Polsce początkowe zachwyty nad gospodarką kapitalistyczną, a potem liczne rozczarowania i wahnięcia nastrojów społecznych, odbijały się najczęściej szybkim dążeniem do zmian ekip rządzących. Zarazem wszelkie przeobrażenia w obrębie życia społecznego znajdowały artystyczne odbicie głównie w formule proponowanej przez dziesiątki kabaretów, seriali lub produkcji typu *sitcom*. Chociaż i polskim filmowcom nie można odmówić uwrażliwienia na drastyczne przemiany społeczne, czego, oprócz wymienionych wcześniej, dowodzi też przejmujący obraz Michała Rosy z roku 2006 zatytułowany „Co słonko widziało”. Trudno jednak mówić o powstaniu nowego „kina moralnego niepokoju” okresu transformacji.

Szymaniakowi udało się na kilku jaskże znamienych przykładach („Bielbaw” w Bielawie, „Frotex” w Prudniku, „Obuwie” w Chełmie) pokazać coś, co dałoby się nazwać „etiologią upadku zakładu”. Niezależnie od tego, czy dana fabryka powstała jeszcze w czasach pruskich z inicjatywy jakiegoś fabrykanta niemieckiego czy żydowskiego, czy też wzniesiono ją jako sztandarową inwestycję PRL-u, to po początkowych sukcesach i próbach udanej prywatyzacji w latach dziewięćdziesiątych z reguły tak czy inaczej dochodziło w niej nieoczekiwane do spektakularnego krachu, kończącego definitywnie jej funkcjonowanie. Te procesy, jakby to powiedział Thomas Bernhard, „wymazywania” (*Auslöschung*), silnie wdrukowały się w świadomość zwykłego człowieka”, który z różnych powodów nie mógł lub nie potrafił tego wszystkiego zaakceptować. Albowiem nie wystarczało tylko roztoczyć przed pięćdziesięcioletnim bezrobotnym hipotetyczną nadzieję na wydzwignięcie się z opresji, jaką była utrata pracy, lecz należało mu jeszcze po prostu wręczyć słynną wędkę, co ekonomiści określiliby jako przekazanie *knowhow*.

Przyglądając się zlokalizowaniu na mapie Polski poszczególnych miejscowości, których mieszkańców tak plastycznie zdołał opisać autor, można dość do wniosku, że zanadto wziął on sobie do serca słynne porównanie naszego kraju do obwarzanka.

Także i tym razem to, co znajduje się na jego obrzeżach, ma bo-

wiem uchodzić za szczególnie egzotyczne i poprzez to w jakiejś mierze domagać się „pochylenia się nad tematem”. Szymaniak przytacza na przykład informację dotyczącą statystyki, wedle której mieszkańcy zaledwie pięciu aglomeracji: warszawskiej, krakowskiej, wrocławskiej, poznańskiej i trójmiejskiej, zaciągają w bankach niemal połowę z ogólnej sumy kredytów w skali całego kraju. Prawdopodobnie na tej podstawie reporter uznał, że w orbicie tych „lokomotyw” nie występują takie problemy, jakie napotkać można w przygraniczu czeskim, rosyjskim, białoruskim czy ukraińskim. Tkwi w tym chyba jednak jakiś błąd metodologiczny, albowiem trudno uznać, żeby jedynie w przygranicznym pasie rozciągającym się od Braniewa do Suwałk, od Elku do Przemyśla, od Jasła do Nowej Rudy ogniskowały się opisywane problemy, w tym tak charakterystyczne, jak brak zdolności kredytowej młodego pokolenia i wynikające z tego faktu zjawisko naukowo zwane gniazdownictwem. Skądinąd, można by je określić też jako „bamboccionizm wymuszony”, skutkujący niskim wskaźnikiem metrażu na głowę (zwany przez autora przeludnieniem).

A zatem, takie żale, jakie wylewa choćby Iza w Tomaszowie Lubelskim (*„Najlepsze młode lata pilnie uczyłam się na studiach. Resztę młodości spędzę, ciulając każdy grosz, aby mieć na podstawową ludzką potrzebę, jaką jest własny dom”*, s. 106) mogą wylewać (i czynią to!) także młodzi ludzie mieszkający całkiem niedaleko metropolii (nazwijmy je jądrem Polski), a zatem choćby mieszkańcy Sieradza, Końskich czy Łęczycy. Ale prawdopodobnie miasta te znajdują się zbyt „blisko krwioobiegu”, żeby o nich w ogóle wspominać.

Tak czy inaczej, najciekawszym wydaje się przedstawienie przez Szymaniaka tych osób, które mimo rozlicznych możliwości zrobienia kariery za granicą czy w wielkich metropoliach zdecydowały się jednak świadomie pozostać lub wrócić po zdobyciu wykształcenia do swoich rodzinnych miejscowości, co uczynili na przykład Karolina z Pizsa, Marcin z Giżycka czy Rafał z Bielawy.

Wprawdzie trudno rozpatrywać ich życiowe decyzje w kategoriach bohaterstwa, bądź też, patrząc z przeciwnej perspektywy, braku odwagi (gdyż w praktyce oznaczało to zazwyczaj przystanie na „taką naszą małą stabilizację”), ale wydobywanie tych przykładów uświadamia,

że „życie jest wszędzie”. Niektórzy z rozmówców autora podkreślają, że zamierzają z czasem powrócić do swoich rodzinnych miasteczek, jak na przykład Kinga z Hajnówki, argumentując przy tym *implicite*, że „ojczyzna to miejsca i groby”.

W przypadku mężczyzn, zazwyczaj mniej sentymentalnie spoglądających na kwestię więzi z miejscem pochodzenia, także pojawiają się różne rozterki z powodu nostalgii spowodowanej podjęciem pracy na Zachodzie. Daniel z Bartoszyca ujął to w następującą formułę: *„Będąc na Wyspach, tęskniłem za Polską i miejscem, gdzie się urodziłem. Czulem, że powinienem wrócić, bo tam zostawiłem korzenie. Kiedy tu jestem, marzę z kolei o tamtej stabilności. Wiem, że tu nigdy tak nie będzie. Zawsze będzie trzeba robić dla kogoś i prawie zawsze ktoś zechce cię wydymać”* (s. 71).

Bycie *betweenerem* najczęściej oznacza bowiem zawieszenie między dwoma nieprzystawalnymi do siebie światami, a niemożność pogodzenia jednego z drugim przypomina kwadraturę koła.

Inne wyzwania i zagrożenia przedstawione przez Szymaniaka dopełnić by mogły niejedną „Książkę zażaleń i wniosków”. Są to po kolei: niewydolność i niedoinwestowanie służby zdrowia (Nowa Ruda, Grudziądz i Kraśnik), skażenie powietrza (Nowa Ruda, Pszczyna), dokuczliwy hałas (Grajewo), panosząca się betonoza (Bartoszyce, Rypin) i wynikająca z tego faktu walka jej przeciwników o przetrwanie terenów zielonych w centrach ośrodków miejskich (Krasnystaw i historia rosnącego tam „klęczącego drzewa”, które stało się rozpoznawalnym symbolem tego miasta), inercja i marazm (Jasło), ksenofobia i nieustające właśnie na tle narodowościowym (Przemyśl), w końcu rasizm, przedstawiony na przykładach różnych incydentów, jakie miały miejsce m.in. w Krasnymstawie, Ełku i Olecku. Ten ostatni *casus* szerzej w książce komentuje dziewczyna nosząca również imię Kinga, mieszkanka ostatniego z wymienionych miast, w którym w roku kryzysu uchodźczego (2015) zamierzano umieścić ośrodek dla azylantów z Syrii i innych państw zagrożonych działaniami wojennymi. W wyniku masowego sprzeciwu i akcji protestacyjnej miejscowej ludności nie doszło do jego powstania: *„Na co dzień nikt o tym nie myśli, nie zastanawia się, szczególnie mło-*

dzi, ale jesteśmy potomkami tych, których ktoś mógł nazwać uchodźcami. Ile z tych osób, które były na proteście, ma rodzinne korzenie sięgające przed wojnę? Zapewne niewiele” (s. 197). W podsumowaniu młoda kobieta dodaje: „Olecko słynęło kiedyś z takiego festiwalu ,Przystanek Olecko’. Do miasta przyjeżdżali muzycy, artyści. Imprezie towarzyszył głośny cytat ze Stachury: ,Dla wszystkich starczy miejsca pod wielkim dachem nieba’. Dziś wiem, że nie chodzi o to, ile miejsca jest pod tym dachem, tylko o to, że boimy się tych, którzy się z nami pod nim znajdują” (s. 198).

Wszystkie wymienione wcześniej kwestie zamykają problemy związane z naciskami na lokalne media, szczególnie te tradycyjne, do tej pory cieszące się większą popularnością wśród starszych wiekiem mieszkańców prowincjonalnych ośrodków miejskich. Szymaniak przedstawił trudności tego rodzaju na przykładzie sytuacji zastanej w Sanoku oraz w mieście niewymienionym z nazwy, co było w tym przypadku swego rodzaju „wyjściem awaryjnym” podyktowanym obawą zainteresowanych osób, w tym dziennikarzy, przed ostracyzmem i ewentualnym przeciwdziałaniem ze strony władzy zblatowanej z przychylnymi jej organami prasowymi.

W zbiorze *Zapaść* dominuje wprowadzie tembr naznaczony pesymizmem, eskapizmem, imposybilizmem i wielu innych -izmami, mimo to jego bohaterowie nie tracą zupełnie nadziei na możliwości dokonania zmian w swych rodzinnych miejscowościach.

W trafnej formie wyraził to związany na dobre i złe ze swym rodzinnym Kętrzyńszczyzną polonista o imieniu Tomasz. Solidaryzując się ze swymi współziomkami, którym po niemal całkowitym upadku wszelkiej aktywności przemysłowej w mieście nieobce stało się podejmowanie rozmaitych działań mających na celu przetrwanie (z przemytem włącznie) powiedział:

„Niektórzy twierdzą, że mieszkańcy nie radzą sobie w nowej, wolnorynkowej rzeczywistości. Ja uważam, że oni sobie świetnie poradzili, bo przeżyć w takich warunkach to nie lada sztuka. Kętrzyńszczyźnianie każdego dnia zdają egzamin z survivalu” (s. 201).

Ishbel Szatrawwska : „Toń”

(fragment)

– Nie bierz od Niemca.

Alicja zastygła, ściskając w dłoni czekoladowy cukierek w kolorowym papierku. Nie musiała się odwracać. Wiedziała, że babka Janka stoi na ganku z papierosem w dłoni, posagowa, groźna. Choć lato było tego roku typowo pruskie, niezbyt ciepłe, pochmurne, z ciągłymi podmuchami lodowatego wiatru z północy, poczuła, że robi jej się gorąco.

– Nie bierz od Niemca. Nie jesteś małpa.

Głos babki rozciął powietrze jak nożem. Patrzyli na nie wszyscy: sąsiedzi Piekutów, ich dzieci i grupa niemieckich turystów, którzy przyjechali z rowerami na, jak to nazywali dorośli, wycieczkę sentymentalną. Musiał to być szczególny rodzaj wycieczki – znaczenia tej nazwy Alicji nie udało się jeszcze rozwikłać.

Z przepaszającym uśmiechem i zaskakująco dobrym akcentem wyszeptała: „I’m sorry” i oddała cukierek. Stary Niemiec przeniósł wzrok z niej na stojącą w oddali kobietę. Babka się nie poruszyła. Jej drobna, szczupła postać zdawała się górować nad zebranymi. Niemiec zrozumiał, że dyskusja nie ma sensu.

Alicja wiedziała jednak, że kontrakt został zawarty już w chwili, w której podeszła do grupy i zaczęła turystów z rozbrajającą dziecięcą bezpośredniością.

Wiedziała więc, co się stanie. Babka odwróci się i skryje w czełściach wielorodzinnego domu z brunatnej cegły, a ona dogoni Niemców, gdy będą spacerować wzdłuż stajni.

Była jedynym dzieckiem na podwórku, które umiało sklecić kilka zdań po angielsku. Była jedynym dzieckiem, które umiało się

dogadać. To od jej zręczności i umiejętności zależało, czy gromada urwisów ze Stada Ogierów dostanie słodczy od przybyszy.

Babka była honorowa. Nie brała od innych, dawała, gdy ją o to poproszono, jeśli pożyczala, oddawała z nawiązką.

Alicja miała tylko dziesięć lat, ale już wtedy wiedziała, że nie ma honoru. Nie da się tego pogodzić: mieć honor i zjeść ritter sporta.

Na gdańskim lotnisku wszystko poszło zaskakująco szybko. Sprawdzili dokumenty, paszport covidowy i ani się Wolf obejrzał, a już siedział w samochodzie z wypożyczalni. Najpierw zadzwonił do Kathleen.

– Jestem na miejscu – rzucił, gdy tylko odebrała.

– Great – odpowiedziała z tym swoim wyrazistym akcentem. – Właśnie wróciłam ze sklepu. Poleciałam po zakupy, żeby nie było jak rok temu. Nie miałam w domu nawet paczki ciastek.

– Zostaw mi parę shortbreadów.

Zaśmiała się. W słuchawce w uchu zatrzeszczało. Czekał w ciszy, aż znikną zakłócenia, gdy w samochodzie rozległ się monotonny głos GPS-U.

– Prowadzisz – powiedziała zniekształconym głosem. – Kończę. Odezwij się do Alicji.

Nie chciał dzwonić do Alicji. Rozmawiał z nią od prawie trzech miesięcy i czuł, że niczego nie udało mu się wskórać. Nie trafiały do niej żadne argumenty. „Dom trzeba sprzedać” – powtarzał. Próbowala go wziąć na litość i celowała w czułe punkty, bo nie była w stanie racjonalnie go przekonać. Dyskutowali o tym od sierpnia i nie wiedział, jak przemówić jej do rozumu. Tłumaczył, że w domu od lat nikt nie mieszkał. Po śmierci Janki, a potem ciotki Gertraud, która przeniosła się do niego na ostatnie lata życia, nie było sensu go dalej utrzymywać. Do Alicji nic nie docierało. Tak minęły

sierpień, wrzesień i październik. Zdążył znaleźć kupca, notariusza, zorganizował nawet oględziny domu bez konieczności przylotu ze Szkocji. Zgodziła się na przyjazd i sprzątanie. To już coś. Wziął kilka wdechów, skręcił na południe i zadzwonił dopiero za Tczewem.

– Cześć, tato – zmęczony głos.

– Zgadnij, gdzie jestem – zagadnął wesoło. – Przejeżdżam przez Nogat. I patrzę na zamek w Malborku.

Spojrzał szybko na drugą stronę rzeki.

– W Malborku? – zdziwiła się. – Nie jedziesz na Nowy Dwór Gdański?

– GPS pokazuje straszne korki, więc pruję na Malbork, potem Elbląg i normalnie, wzdłuż granicy.

– Uważaj na siebie. Akcja Znicz i te sprawy...

Westchnął.

– Wiem, mam siedemdziesiąt pięć lat, refleks dziadka... – Tato – wtrąciła. – Mówię serio.

Nagłą ciszę przerywał stukot łączy na moście. Baszty zamku wyłaniały się z szarej mgły, jakby wyrastały z kłębow dymu.

– W ogóle nie powinniśmy rozmawiać. Skup się na drodze. Znów nieznaczna cisza.

– Kiedy wyjeżdżasz?

– Jutro – powiedziała krótko i twardo. Chciała skończyć rozmowę.

– Sama?

– Oczywiście, że sama...

– A Jarek?

– Tato, daj spokój – syknęła. – Będę jutro, dam znać, jak przesiądę się w Olsztynie.

Rozłączyła się po chwili. Zdążył tylko wymamrotać niezdarne „kocham cię”. Przepołowione zawisło gdzieś między nadajnikami.

Chodziło o dom. Oczywiście, że chodziło o dom. O budynek, o

miejsce, o wszystko. Chciał postąpić rozsądnie, a czuł się tak, jakby miał ją z czegoś ograbić. Oboje nosili w sobie jedną jedyną przestrzeń. Tę, w której zapach ciężkiej żywicy był tak intensywny, że łaskotał w nosie, a świat miał błękitnawy odcień, nawet w promieniach letniego słońca, jakby nad wszystkim, jak okiem sięgnąć, unosił się duch lodowca.

Nie był pewien, jakie było jego pierwsze wspomnienie. Skrzypienie nieheblowanych desek, kiedy przechodziło się z dużego pokoju do kuchni? Zapach kopru i czosnku z niej dochodzący? A może głos matki? Słyszał go wyraźnie przez całe życie: „Wolf, nie ruszaj, zostaw, bo się sparzysz!” – musiało to być jedno z najwcześniejszych wspomnień, bo głos Janki był bardzo młody, dziewczęcy, wtedy jeszcze lekko zaciągała. Zaśpiew wyrugowała kilka lat później, nigdy właściwie nie wiedział dlaczego.

Dom stał na uboczu. Trzeba było odbić z drogi w las i iść kawałek w stronę rzeki. Murowany, niski budynek zdawał się nieco przysadzisty, gdy stał tak nieopodal wąwozu, w którym szemrał Guber. Nie był to piękny dom, ale był po mazursku solidny. Pobielany, nietypowy nawet w swoim najbliższym otoczeniu, w którym wszystko wznoszono z czerwonej cegły, stał na morenowym pagórku, z którego stromym zboczem schodziło się nad rzekę, a dalej, na drugim brzegu, była już tylko posępna pruska puszcza, morze świerków, sosen i modrzewi ciasno zbitych w osobliwy mur. Strzeliste wierzchołki drzew jak orszak gotyckich wież skrywały dalszą drogę, którą po trzydziestu czy czterdziestu minutach marszu można było zawędrować do PGR-U w Nakomiadach.

Nigdy nie dociekał, dlaczego mieszkał tam sam z matką. Słyszał wiele lat temu, że władze chciały dokwaterować lokatorów. W domu było w końcu pięć izb – długi i wąski mógłby pomieścić całkiem pokaźną rodzinę. A jednak – czy to z woli władz, czy z własnej – nikt się nigdy do nich nie wprowadził. Po wsiach gada-

no, że nikt nie chciał u nich zamieszkać. Nie dopytywał dlaczego. Był sam z matką i wieczorami odwiedzał ich tylko Stary Marcin, kochanek matki, o czym wiedzieli wszyscy w okolicy i nikt tego nie komentował. I jeszcze paru zaufanych przyjaciół.

Z wczesnego dzieciństwa pamiętał też babkę. Szczupła i słaba, od lat coraz bardziej podupadała na zdrowiu, zmieniała tylko miejsce, gdzie wygrzewała kości, latem przesiadywała przed domem, zimą, owinięta w koc, zatapiała się w starym, głębokim fotelu, o którym sama mówiła, że ten to jeszcze Niemca pamięta.

Nie pomagała matce, nie miała na to siły, tajemnicza choroba toczyła jej życie kolejny rok, kolejny i jeszcze kolejny. Czasem brała do rąk igłę, kolorowe nici i w milczeniu haftowała – dzikie zwierzęta, czerwone słońca, egzotyczne kwiaty. Mówiła cicho, jakby wciąż się czegoś bała. Zapamiętał, że zawsze miała dla niego cukierki, które wyciągała w najmniej oczekiwanych chwilach.

Janka radziła sobie sama. W zasadzie zawsze była sama. Nawet mimo tego, że za dnia drzwi do domu prawie się nie zamykały i raz po raz do izby wtaczały się okoliczne baby, po czym dom rozbrzmiewał terkotem Singera. Taką ją pamiętał. Drobną, pochyloną nad maszyną, skupioną na ściegu. Nieobecna.

Co jeszcze pamiętał?

Rok czterdziesty ósmy, może dziewiąty. Mógł mieć trzy albo cztery lata. A jednak to wspomnienie wryło mu się w mózg i zostawiło w nim bolesną, rozoraną bruzdę.

Jechali do wsi, powoził Stary Marcin. Wychudzona szkapa z trudem ciągnęła wóz pod górę. Wolf był malutki, miał nieskoordynowane ruchy.

Przy każdym szarpnięciu bezradnie próbował chwycić się brzegu i za każdym razem Janka chwytała go za kołnierz.

– Siedź grzecznie i nie wychylaj się – ostrzegała kilkakrotnie.

Nie słuchał, jakby nie rozumiał tego, że może sobie nabić guza.

Droga była zasypana świeżym śniegiem, w oddali majaczyły dachy wsi. Groß Stürlack, jak wtedy mawiała matka, choć stawiała się już Sterławkami i prawie nikt nie wracał do jej dawnej nazwy. Powietrze było mroźne i rześkie. Marcin siedział na koźle i w zamyśleniu patrzył przed siebie. Klacz parsknęła kilka razy zaniepokojona, więc zwolnili. We wsi stała wojskowa ciężarówka i jeszcze jeden samochód. Chłopiec spojrzał na matkę pytająco, nie zareagowała. Oboje z Marcinem patrzyli w stronę wsi, dziwnie milczący.

Między chałupami kręciła się niewielka grupa żołnierzy. Wzdłuż drogi leżały ubrania, buty, przedmioty codziennego użytku. W hałdzie śmieci stali ludzie, którzy pospiesznie i z wprawą przeszukiwali płaszcze, spodnie, koszule, a co lepsze pakowali do płócien-nych worków. Czuć było mieszanek podniecenia i strachu, która natychmiast zaczęła mu się udzielać. Matka i Marcin siedzieli na wozie niczym dwa posagi. Na drodze pośrodku wsi klęczał starzec. Jego rzadkie siwe włosy złowroźnie powiewały na wietrze. Żołnierz mówił coś, czego Wolf nie mógł usłyszeć, dojrzał za to rodzinę starca, prawie same kobiety. Żołnierze krzyczeli, jeden szarpał się z młodą dziewczyną.

– Wolf – odezwała się nagle matka. – Nic teraz nie mów.

Jeden z żołnierzy zatrzymał ich gestem ręki.

– Co wy za jedni? – zapytał.

Szelest polszczyzny zabrzmiał nagle dziwnie obco.

– Tutejsi – odpowiedział Marcin.

Matka milczała, przycisnęła go mocno do siebie.

– Tutejsi? – Żołnierz się zaśmiał. – Lubicie żarty, gospodarzu.

- A dokumenty jakieś macie?

Wolf słuchał jej szybkiego tętna i nie odrywał wzroku od starca przy drodze. Ten dostrzegł to i odwzajemnił spojrzenie. Chłopiec nie rozumiał, co się dzieje, instynktownie jednak wyczuł napięcie. Stary miał nieduże, blisko osadzone, błękitne oczy. Głębokie zmarszczki orały jego czoło i obwisłe policzki, jakby cała postać przygniatał niewidoczny ciężar. Szczeciniasty podbródek drżał lekko i Wolf pomyślał, że stary chce mu coś powiedzieć, ale nie może wydać z siebie głosu.

Żołnierz przeglądał dokumenty.

– Marcin Skiba, tak? – zamruczał, po czym spojrzał na matkę.

– Żona?

– Jak Bóg da – odpowiedział Marcin.

– Nazwisko?

– Lakis – głos matki brzmiał zadziwiająco spokojnie.

– Janina Lakis.

– Czego tu szukacie?

– Jedziemy do majątku.

– Do Eichmedien? Skąd?

– Z chałupy jeszcze przed zjazdem na Carlshof. Znad Gubra.

– Tędy? Przez Groß Stürlack? Szkoda czasu, trzeba było jechać przez las. Szlaki znacie? Wiecie, gdzie jechać, żeby przekroczyć Guber?

Rozmowa się przeciągała. Żołnierz żywo gestykulował, drapał się po głowie, obracał wokół własnej osi, wskazując palcem kierunek. Matka uspokoiła się, ale trzymała Wolfa w żelaznym uścisku. Chłopczyk patrzył z fascynacją na żołnierza, który kręcił się jak żywa zabawka w powtarzalnej sekwencji ruchów: palec do góry, palec wycelowany na wprost, obrót; coraz bardziej oniemiały, śledzący uważnie całą scenę okrągłymi ze zdumienia oczami, w końcu wybuchł żywiołowym dziecięcym śmiechem, przerywając

dyskusję mężczyzn. Starał się przy tym kucać i wstawać, wciąż uwięziony w ramionach matki, a zanosił się śmiechem tak, że nawet po twarzy starca przemknął ledwie zauważalny skurcz mięśni. Żołnierz wyszczerzył zęby rozbawiony.

– Wesoło ci, urwisie? – zagaił. – A jak ci na imię?

– Jedźmy! – przerwał nagle Marcin. – Będzie mi potem baba ciosać kołki na głowie.

Żołnierz podniósł rękę wysoko, na szczycie pagórka poruszyła się grupa mężczyzn. Koła wozu na powrót zaczęły się obracać mozolnie w grudach śniegu. Matka nie puszczała go, trzymała go blisko piersi. Wyglądał z zaciekawieniem zza poły jej kożucha,

obserwując mijane twarze. Nie zwracały na nich uwagi. Dopiero, gdy chwiejąca się furmanka zaczęła ponownie kołysać się w dół, usłyszał jeden, urwany krzyk dziewczyny, ostry jak brzytwa. Matkę przeszedł dreszcz, ale jej powieki pozostały nieruchome.

Nie wiedział, dokąd jechali i po co. Ludzie wydawali się jednakowi, poszarzali, zmarznięci, czymś poruszeni. Widział słup ognia, który grzmiał rozedrganym płomieniem wśród wszechobecnej biele. Wracali znowu wozem, nocą, ale w Groß Stürlack nie było już ani żołnierzy, ani ludzi, zostały tylko sterty szmat, których nikt nie zdecydował się wziąć. Mokre od śniegu, wymieszane wyglądały jak kotłujące się zwierzęta.

W Mertenheimie zatrzymał ich kolejny patrol i rozmowa przebiegła niemal identycznie. Proste pytania, szeleszczący język, tak inny od matczynego zaśpiewu. Ale tym razem żołnierz nie żartował. Przekrzywił głowę i przyglądał im się badawczo. Powtórzył nazwisko matki kilkakrotnie i kącik jego ust podniósł się na chwilę do góry.

Dojechali do chałupy pozna nocą. Spali razem pod owczymi skórami, a o poranku Stary Marcin dał matce strzelbę.

- Tu jest muszka, tu szczerbinka – jego niski głos był bliski szeptu.
- Widzisz? Oprzyj kolbę o ramię. Musisz wyrównać oddech, inaczej nie trafisz.

Wykonywała wszystkie czynności powoli i z namysłem, była śmiertelnie spokojna.

- Jeśli będziesz czuła, że się chwiejesz, zaprzyj się na czymś. Użyj tylko wtedy, jeśli będziesz wiedziała, że trafisz.

Kiwnęła głową.

- A najlepiej bierz dzieciaka i uciekaj przez las. Strzel raz w powietrze. Usłyszę.

- A matka? Przecież matka nie da rady – wtrąciła.

Zamilkł. Patrzyła na niego pytająco, uparczywie, jej nozdrza drgały coraz szybciej. W końcu znieruchomiała i spojrzała mu głęboko w oczy, jakby chciała potwierdzić, że jest gotowa nawet i na to.

Przez kilka kolejnych dni Stary Marcin odwiedzał ich popołudniami i czekał do zmierzchu. Ale noc spędzał u siebie. Janka cierpliwie spoglądała na horyzont, przeczuwając, że niechciana wizyta była nieuchronna. Podłogę przy łóżku matki wyścielała szmatami.

- Musisz się sturlać – powiedziała.

- Od razu, jak tylko przyjdą.

- Na co nam to było? – lamentowała babka. – Trzeba było zostać u swoich, a nie iść na poniewierkę.

- Szmaty po to, żeby się nie potłuc

- Janka była niewzruszona.

- Padaj od razu na ziemię. A najlepiej wejdź pod łóżko.

Babka złorzeczyła na wojnę, dom, Niemców i Polaków, a potem ucichła. Wszystko ucichło, jakby cały dom pogrążył się w oczekiwaniu.

Minęło jeszcze kilka dni i Janka wybrała się piechota do Carlshofu z nadzieją, że wymieni kilka sprzętów na zesłoroczne ziemniaki.

W karczmie panował gwar, cywile pili z żołnierzami, wszyscy nosili te same ubrania, każda część garderoby z innego źródła, kożuch przywieziony na grzbiecie diabli wiedza skąd, spodnie znalezione, sweter z rabunku lub ze szmuglu, zmęczony, falujący tłum, w który Janka wpłynęła zygzakiem, omijając co bardziej podpitych jegomości. Zalatywało bimbrem, stęchlizną i terpentyna. Zauważyła go pod przeciwległą ścianą. Miał na sobie ten sam mundur, tę samą kurtkę i uśmiechał się zupełnie już jawnie. Natychmiast się wycofała i pędem ruszyła do wyjścia. Nie gonił jej, miał czas i doskonale wiedział, że w końcu się spotkają.

Biegła, nie odwracając się za siebie. Ślizgała się po oblodzonej drodze. Gdy wpadła do domu, nie mogła złapać tchu. Od progu rzuciła się na resztki mebli, które w nim zostały.

– Co się stało? Dziewczyno, czyś ty się szaleju najadła? – zawołała babka.

– Matka na ziemię! Wolf do mnie! – zakomenderowała Janka, sapiąc z wysiłku.

Zabarykadowała drzwi i przesunęła stół pod ścianę.

– Wolf – wyszeptała, chwytając go za przegub. – Musisz się schować pod stołem, rozumiesz? Mama da ci pierzynę, zawiniesz się i będziesz tam leżał, rozumiesz, co mówię? Nie możesz się odzywać, nie możesz nawet pisać. Spójrz na mnie.

Chłopiec patrzył na nią przerażony.

– Nic nie mów, to bardzo ważne. Nawet jeśli będzie ci się chciało płakać. Zawin się i nie wychodź, dopóki po ciebie nie przyjdę.

Ułożyła go w pierzynie, zacisnęła piąstki na jej swetrze. Delikatnie rozwarła je i ukryła go w pościeli. Usiadła na stole i przymierzyła się do strzału. Jej drobne stopy wisiały nad ziemią, patrzył na nie spomiędzy fałd pierzyny. Czekali.

Żołnierze pojawili się dwie godziny później. Zapowiedział ich warkot silnika.

Nie była pewna, ilu ich było. Jej wzrok bacznie przemieszczał się od drzwi do zasłoniętego okna. Słyszała chrzęst kamieni pod ich stopami i każdy oddech. Trzymała broń mocno i pewnie. Ktoś gwizdnął. Przeniosła wzrok w tę stronę. Strzelba nadal celowała w wejściowe drzwi.

Ani drgnęła. Jej oddech niemal zamarł, jakby skamieniała. W pie-rzynie było gorąco, ale chłopiec bał się poruszyć.

Utkwiła nagle wzrok w jednym punkcie i przeniosła palec na spust. Był tam. Czuła go. Wiedziała, w którym stał miejscu, tuż przed drzwiami.

Czekała. Na jakikolwiek szmer. Na próbę otwarcia drzwi. Wystarczy jeden sygnał. Ale on chyba też ją wyczul. Jak zwierzę, które, wcześniej nieruchome, płoszy się sekundę przed strzałem.

Była zniecierpliwiona, gotowa do bezszelestnego zsunięcia się ze stołu, bo naprężyła nogi tak, by dotknąć podłogi czubkami stóp. Wstrzymała oddech i w skupieniu poprawiła cel.

I wtedy Wolf uzmysłowił sobie, że jego matka byłaby w stanie kogoś zabić. Odsunęła palec od spustu i ponownie go zbliżyła, jakby odliczała. Raz. Dwa.

Usłyszeli szybkie kroki, które rozległy się za drzwiami, ponowny gwizd i odpalanie silnika. Po chwili jego warkot przesunął się w stronę wyjazdu na szosę i się oddalił. Siedziała jeszcze długo w tej pozycji, jakby chciała nabrać pewności, że intruzi odjechali i nie zastawili na nią żadnej pułapki.

Kiedy Eichmedien stały się Nakomiadami? Kiedy Rastenburg był Rastemborkiem i kiedy stał się Kętrzynem? Carlshof – Karolewem, Groß Stürlack – Sterlawkami?

Chyba jakoś szybko, jakby władze były przekonane, że słowa uczynią z chaosu realny świat, a ten rodził się w bólach.

Z czasem było coraz mniej bandyterki, a coraz więcej biurokracji, ale wciąż dokuczała im bieda.

Żyli z krawiectwa – matka szyla, odkąd Wolf pamiętał, a terkot Singera był jednym z najwcześniejszych wspomnień, które zachowały się z czasów dzieciństwa. To, co uszyła, usiłowała wymienić – jeśli nie na pieniądze, to na ziemniaki, spirytus, cukier, cokolwiek, co dało się zjeść.

Babka zwykle była zbyt słaba, by pomóc. Najczęściej odwiedzał ich Stary Marcin, który przychodził z Nakomiad pieszo przez las lub przyjeżdżał wozem, i okoliczne kobiety, na ogół po to, by zamówić ślubne stroje, bo na codzienną odzież nikt nie tracił pieniędzy.

Matka nie była lubiana. Małomówna i skryta, nie wzbudzała zaufania. Powoli wokół niej zaczął się jednak tworzyć krąg osób, wszystkich przetrąconych przez wojnę, jak ona sama. Po okolicy raz po raz krążyły opowieści z regionu o napaściach Kurpiów, bandytach, nadużyciach władz.(...)

Ishbel Szatrawska *Toń*
Wydawnictwo Cyranka, 2023
strony: 7 - 17

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft/ Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego -Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V. Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn., Tel.: +48 606 68 02 18
Email: barbara.willan@gmail.com

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Ewa Dulna (Website-Redakteurin), Uwe Hahnkamp, Arkadiusz Łuba, Reinhard Donder, Grzegorz Supady, Siegfried Burghardt.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland: IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych TomActive Tomasz Glinka, 10-092 Olsztyn, ul. Obrońców Tobruku 7

Die Zeitschrift wird aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen, Marschallamt in Allenstein und von VdG aus Mitteln des Bundesministeriums (BMI) finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo: ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej, Urząd Marszałkowski Województwa Warmińsko-Mazurskiego oraz Związek Niemieckich Stowarzyszeń Społeczno-Kulturalnych w Polsce ze środków Federalnego Ministerstwa Spraw Wewnętrznych i Administracji



Positiver Austausch v.l. Dolmetscher Dawid Bojarowski, Stephan Mayer, Gisela Schewell vom BdV, Aneta Brzyska, Robert Turlej. S.5, 33

Foto: Uwe Hahnkamp



Kornelia Kurowska erzählt Botschafter Miguel Berger über das Mendelsohnhaus

S. 2, 10

Foto: Uwe Hahnkamp